Capitain Bonaparte.

Historische Erzählung

von

Schmidt-Weißenfels.

Berlin, 1869.
Verlag von Gustav Behrend.

I.

Der Triumph eines Verbannten.

Paris im April des Jahres 1790 hatte eine ganz andere Physiognomie als je zuvor. Es war das Paris der großen Revolution, die Werkstatt, in welcher die Ideen der Freiheit und Gleichheit, einer Neugeburt der verrotteten Völker, ihre ersten keuschen Formen erhalten hatten. Paris war sich bewußt, eine große, ruhmwürdige That für die Menschheit, für die Civilisation vollführt zu haben. In einer Sommernacht von 1789 hatte das Volk der französischen Hauptstadt die Bastille in Ruinen gelegt — es war der Sturz des Despotismus nicht nur in Frankreich, sondern für alle Völker der Civilisation. In einer noch denkwürdigeren Sommernacht desselben Jahres hatte das französische Volk durch seine Nationalversammlung die Menschenrechte proclamirt — es war die Vernichtung der feudalen Ordnung, welche Herren und Knechte geschaffen. Frankreich war frei; das französische Volk stand da im vollen Glanze seltenen Ruhmes — es hatte den Adel abgeschafft und die Knechtschaft aufgehoben. Der Stolz auf diese großen Thaten schwellte Jedes Brust, und ein Strom erhabener patriotischer Gefühle rauschte durch alle Herzen.

Noch war Nichts entweiht von diesem Werke, und die

*) Vor Nachdruck dieser Erzählung wird ausdrücklich gewarnt.

Größe desselben, seine sittliche Macht, hielt noch alle Leidenschaften und alle Niedrigkeiten gebändigt. Zwar hatte das Volk die königliche Familie von Versailles nach den Tuilerien in Paris entführt; aber das Volk hatte ein Recht, den König mitten unter sich zu wissen und ihn der Hofburg des alten Despotismus zu entreißen, wo der böse Geist des Hauses nur Unheil für die triumphirende Freiheit brüten konnte. Und was war die Revolution anders als der Sieg des nur zu lange und zu schmachvoll geknechteten und rechtlos gemachten Volkes über das Königthum? Hatte das Königthum seither über das Volk geschaltet, so war es jetzt am Volke, über das Königthum frei zu verfügen. Der Staat war jetzt das Volk. Unterwarf sich die besiegte Majestät nicht einem höheren Rechte, als das war, mit dem sie eine absolute Gewalt und Herrschaft ausgeübt, so mußte sie in das Nichts zurücksinken, dem Verderben verfallen.

Wohl gab es also noch einen König von Frankreich, aber er war der Gefangene, der Besiegte des frei gewordenen Volkes. Der König hatte der Freiheit gehuldigt; er hatte die Souverainetät der Nation, der Menschenrechte, die Abschaffung des Adels sanctionirt — es war ein Gemisch von Wasser und Feuer, es war die Unterwerfung einer Person, welche die Grundsätze ihrer Sache in dem Hinterhalte hielt. Freilich, noch war auf den ersten Blick die Unmöglichkeit einer Versöhnung des Königthums mit der Revolution nicht klar; noch dachte das Volk zu großherzig, um nicht einen besiegten König beizubehalten, und Ludwig XVI. selbst war zu edeldenkend, als daß er nicht hoffen sollte, seine Sache mit der des Volkes zu vereinigen. Am 4. Februar 1790 hatte er unter dem Jubel des Volkes

den Schwur auf die Verfassung geleistet; er, die entsetzte Souverainetät, war in die Mitte der National-Versammlung, der neuen Souverainetät, getreten und hatte vor ihr den neuen Eid geschworen. Die Begeisterung hatte Alles verschönt; ganz Paris, ganz Frankreich schwamm in einem Meer von Wonne, und noch wurde Nichts geduldet, was durch Mißtrauen und Neid die Seligkeit dieses Genusses hätte stören können.

In Wahrheit jedoch — der König war nur noch ein Schatten. Die Herrschaft in Frankreich führte das Volk durch die National-Versammlung. Die großen, gefeierten Männer derselben, welche Alles vermochten, waren Lafayette, der für die Freiheit in Nordamerika an Washington's Seite gestritten, Mirabeau, den der Patriotismus und die Begeisterung für die Revolution groß, edel, erhaben, gewaltig gemacht, Necker, der liberale Minister, und Bailly, der edle Maire von Paris. Wenn sie aus der National-Versammlung traten, dann jubelte ihnen das draußen stehende Volk zu; Pikenträger und Clubs, welche bereits dem Willen des freien und souverainen Volks in Paris Ausdruck gaben, standen noch unter der moralischen Macht, welche diese Koryphäen des ersten Jahres der französischen Revolution durch die Reinheit und Größe ihrer Gesinnung ausübten; sie kannten noch nicht jene Leidenschaftlichkeit, die sie später zu Mordscenen trieb; sie waren noch von der Hoheit des Geschehenen, von der Idee, die gesiegt hatte, gebändigt.

Am 3. April 1790 waren Pikenträger und Volksmassen wieder in ungewöhnlicher Stärke vor dem Eingange der alten Reitschule neben den Tuilerien, welche zum Sitzungssaal der National-Versammlung eingerichtet worden war, versammelt.

Seit den acht Monaten, da das französische Parlament hier tagte, gehörten solche Ansammlungen des Volks an dieser Stelle nicht zu den Seltenheiten. Hielt doch die Versammlung in ihren Sitzungen öfter Hof und empfing die Deputationen und Abgesandten des Volks; ja, den König selbst hatte sie empfangen. Auch heut mußte eine besondere Feierlichkeit solcher Art in der Sitzung stattfinden, denn es standen Truppen in Spalier vor dem Portal, Truppen Lafayette's, welche solchen Ehrendienst nur bei derartiger Veranlassung verrichteten.

Die Menge schien indessen nicht genaue Kenntniß von dem zu haben, um was es sich eigentlich handelte und was heut der Gegenstand des feierlichen Empfanges der National-Versammlung wäre. Man stritt sich darüber für und wider, und die Gruppen hatten ziemlich alle eine verschiedene Meinung. Man fragte immer wieder von Neuem, und die unbefriedigte Neugier äußerte sich sogar schon verdrießlich.

„Ist es nicht eine Schande," rief ein langer, dürrer Pikenmann, seines Zeichens ein Hutmacher, inmitten einer Gruppe dicht neben den Soldaten, „daß das Volk nicht genau davon unterrichtet ist, was seine Abgeordneten da drinnen machen? Morbleu, schreiben wir nicht 1790? Warum solche Geheimnisse, wie früher in Versailles beim König?"

„Ihr seid ein Dickkopf! sagte ich Euch schon," entgegnete ein Anderer, der ein Zeitungsblatt in der Hand hielt und die Umstehenden bisher zu belehren versucht hatte. „Hörtet Ihr denn nicht, was ich vorgelesen? Hier steht's ja: „„Herr Pascal Paoli ist in Paris auf den Ruf der

National-Versammlung angekommen und wird morgen — das ist also heute — von derselben empfangen werden.““ Nun, wollt Ihr noch mehr?“

„Freilich will ich noch mehr!“ versetzte der Pikenmann heftig. „Wißt Ihr denn, wer dieser Herr Pascal Paoli ist? Ich nicht!“

„Ein Engländer ist es!“ rief ein kleiner, dicker Mensch. „Ich kann's Euch sagen, denn ich bin bei Meister Harnou, dem großen Schneider, der es gestern schon von einem Kunden gehört hat.“

„Was? Ein Engländer? Nun, das fehlte noch! Nieder mit den Engländern! Daß sie alle in's Meer getrieben würden!“

„Es kann auch gar kein Engländer sein,“ sagte der Hutmacher wieder. „Paoli — hört doch den Namen: das muß ein Italiener sein!“

„Ich sag' Euch aber, er ist ein Engländer!“ behauptete der kleine Schneider; „er ist aus London gestern hier angekommen, und Lafayette fuhr ihm bis Amiens entgegen.“

„Dann ist's wenigstens ein Amerikaner!“ rief der Mann mit der Zeitung. „Gewiß Einer von den republikanischen Generälen, die mit Lafayette gefochten — à la bonne heure! Der verdient's!“

„Ei, meine Herren,“ mischte sich nun eine behäbige, klug blickende Frau in den Streit (man sagte damals noch nicht Bürger), „ich kann Ihnen vielleicht dienen. Herr Pascal Paoli, der hier vorher mit General Lafayette Arm in Arm eingetreten, ist ein Corse von Geburt. Er war General, und mein Mann weiß es gewiß ganz genau, denn er hat unter General Marbeuf in Corsica vor zweiundzwanzig

Jahren gefochten, und der Herr Paoli wurde von ihm geschlagen."

„He, he!" spottete der Schneider, „Euer Mann hat den großen Freiheitsmann geschlagen, den die National-Versammlung mit solchen Ehren empfängt? Ei, ei! Euer Mann ist wohl ein Despotenknecht gewesen?"

„Sprecht nicht so, kleiner Wicht!" schalt die Frau. „Mein Mann war Soldat und that seine Schuldigkeit."

„Ja wohl, früher mocht's so sein," sagte der Zeitungsmann, „aber heut dienen wir Franzosen den Tyrannen nicht mehr. Ja, jetzt fällt mir auch ein, was neulich Einer in unserem Club sagte: der Washington und der Paoli, die seien die beiden großen Freiheitsmänner der Welt."

„Donner und Wetter!" fluchte der Hutmacher und stieß seine Pike auf den Boden. „Wird man nun wohl aus all' dem Geschwätz klug? Ich sag' Euch, es ist eine Schmach, daß man so wenig Rücksicht auf das Volk nimmt und uns nicht sagt, wen man hier in unserem Namen begrüßt. Das muß anders werden! Haben wir nicht die Revolution gemacht?"

„Seht, da kommt Camille, der Procurator der Laterne, der wird uns Alles aufklären; er geht in die Journalistenloge!"

Ein junger, etwas verwildert und nachlässig aussehender Mann mit langem gelocktem Haar und intelligentem einnehmendem Gesicht drängte sich durch die Menge nach dem Spalier zu. Es war Camille Desmoulins, der Procurator der Laterne, der Volkstribun und Clubredner, der Journalist, der Feuergeist, der die Revolution von einem Tische im Hofe des Palais Royal herab verkündet und da-

bei zugleich die französische Nationalkokarde zuerst improvisirt hatte.

„Halt, halt, Desmoulins!“ rief ihm der Hutmacher zu. „Du bist ein Teufelskerl, ein braver Mann, der es redlich mit dem Volke meint. Halt einmal und sag' uns, wer dieser Herr Pascal Paoli ist, den Lafayette — Herr Motier, wollte ich sagen — in die National-Versammlung geführt hat?“

„Ja,“ setzte der kleine dicke Schneider hinzu, „wir müssen es wissen, wir haben ein Recht dazu!“

„Versteht sich, Leute,“ antwortete Desmoulins, der stehen geblieben und plötzlich von einer großen Menge Volkes umgeben war. „Ich werde Euch in wenig Worten Alles sagen, was zu sagen ist. Hört nur! Im Jahre 1769 war Corsica noch eine freie Insel und eine Republik. Dieser edle Bürger Pascal Paoli war es gewesen, der als erwähltes Oberhaupt der tapferen Corsen seinem Volke eine Verfassung gegeben hatte, so gut und freisinnig, daß wir Franzosen daraus noch heute lernen können. Nun, in dem Jahre 1769 war es, daß eine französische Armee nach Corsica ging, die Insel eroberte und dem Könige von Frankreich unterwarf. Es war ein schändlicher Streich des Sünders Ludwig XV. Da ist denn Paoli entflohen und hat seitdem in London im Exil gelebt, trauernd um die verlorene Freiheit seines Volks. Aber die Revolution, die große Revolution hat den Männern des Volks zurückgegeben, was ihnen die Despotie der Könige genommen. Jetzt sind wir so frei, wie die Corsen vor einem Vierteljahrhundert waren, und nun haben die Corsen ihren großen Helden zurückgerufen,

und das französische Volk begrüßt ihn als einen Vorkämpfer seiner eigenen Freiheit."

„Daran thut man Recht!" schrie der Mann mit der Zeitung.

„Es lebe Paoli!" rief man zugleich, und die Piken wurden geschwungen und die Mützen wurden geschwenkt.

„Aber wir müssen diesen großen Corsen, der nun Franzose ist, auch kennen lernen!" brach der Hutmacher wieder hervor.

„Ja wohl, wenn ihn die Nationalversammlung gesehen hat, wollen wir ihn sehen," setzte der Mann mit dem Zeitungsblatt hinzu.

„Das könnt Ihr ja!" entgegnete Camille, sich verabschiedend. „Ladet ihn doch in den Club der Constitutionsfreunde."

„Recht, recht, Freunde," sagte der Hutmacher, „das wollen wir thun. Heut Abend im Club. Wenn Herr Paoli wieder herauskommt, laden wir ihn ein. Wir sagen es Robespierre, der ein rechter Volksfreund ist — der wird schon sorgen, daß wir den Mann kennen lernen."

„Wir schicken eine Deputation in den Saal!"

„Oder lieber gleich zu Herrn Paoli in's Haus!"

„Oder zu dem General Motier, der sein Freund ist!"

Indeß nach der durch Camille Desmoulins gegebenen Aufklärung die Menge draußen sich für den vorher ungekannten Patrioten Paoli begeisterte und mit jener märchenhaften Geschwindigkeit, mit welcher die Sympathie Dinge bei der Menge populär macht, alle Welt auf den Straßen von Paris von dem Werth des Gastes unterrichtet wurde, war derselbe inmitten der Nationalversammlung selbst der

Gegenstand allgemeiner Huldigungen. Als der Washington Europas war er mit stürmischem Zuruf bei seinem Eintritt empfangen worden; die Deputirten hatten sich um ihn gedrängt und ihn nach dem Ehrenplatz vor den Präsidenten geführt, während von den Höhen der Tribünen herab lauter Beifallsruf ertönte. Mirabeau, der König dieser Versammlung, der Allgewaltige, hatte ihn mit glühender Beredsamkeit gefeiert, und die berühmten Männer dieses glorreichen Parlaments konnten nicht ablassen, in der Begeisterung für die errungene und gesicherte Freiheit den greisen Corsen als einen Vater, einen Patriarchen derselben, mit Dank zu überschütten.

Kopf an Kopf gedrängt füllte die Menge den großen, runden Saal, in dem sich die Deputirtenbänke amphitheatralisch bis hinauf zu den Tribünen erhoben. Alle Augen waren auf den Helden des Tages gerichtet, der in der Mitte des Saales zur Seite Lafayette's saß und sichtlich verlegen über die ihn preisenden Declamationen von der Tribüne die Augen meist zu Boden gerichtet hielt.

Pascal Paoli war jetzt ein Mann von siebzig Jahren. Wenn auch Alter, ein thatenreiches Leben und mehr als zwanzigjährige Verbannung diesen für sein corsisches Eiland glühenden Patrioten gebeugt und geschwächt hatten, er war doch noch immer eine imponirende, Verehrung einflößende Greisengestalt und aus seinem lichten Auge sprach der alte Geist in ungebrochener Kraft. Sein Haupt mit der Last der Jahre, mit dem langen, schmucklosen, nun grau gewordenen Haar, hatte noch immer den Stolz und edlen Ausdruck früherer Tage, die hoch gewölbte freie Stirn und das Antlitz, über dem Milde und Würde, Güte und Ernst aus-

gebreitet lagen. Die corsische Landestracht, die er immer getragen, hatte er mit der üblichen französischen vertauscht; nur das rothe corsische Baretto hatte er nicht abgelegt; er hielt es jetzt mit der einen Hand auf den Knieen. Binnen wenig mehr denn Jahresfrist sollte dieses als Jacobinermütze das Zeichen der neuen Herrschaft in Frankreich und ein Symbol der Rache sein, welche das von Frankreich unterworfene Corsica in wunderbarer Verkettung der Umstände durch seine Herrschaft über das Mutterland für seine Unterdrückung nahm.

Wohl flog in Blitzesschnelle, indeß die großen Redner der Nationalversammlung ihn feierten, die Vergangenheit durch Paoli's Gedächtniß. Zweimal verbannt aus seinem Vaterlande, war er zum zweiten Male im Triumph zurückgekehrt. Vor siebenunddreißig Jahren riefen ihn, den mit seinem Vater nach Neapel Geflohenen, die Corsen als ihren General, ihren Diktator zurück, damit er sie von den Genuesen befreite und das zerrüttete Land zur Ruhe brächte. Er und sein Bruder Clemens fegten den Feind aus dem Lande, darauf gab er seinem Volke eine Verfassung, die erste, welche Freiheit und Menschenwürde diktirt hatten. Unter ihrem Segen blühte binnen fünfzehn Jahren Corsica's Wohlstand und Bildung empor und war das Märchenland der Freiheit, der Wallfahrtsort für viele hundert edler Männer von allen Nationen, die sich von der Verwirklichung ihres Freiheitstraumes überzeugen wollten. Dann verschacherte Genua die unbezwungene Insel an Frankreich, und nach blutigen Kämpfen fiel endlich 1769 die corsische Unabhängigkeit und Freiheit auf dem Golofelde. Der größte Gesetzgeber der neueren Zeit mußte seinen

freien, glücklichen Staat, sein niedergeworfenes Bergvolk der Habgier königlicher Politik überlassen und als Verbannter auf England's gastlichem Boden weilen. Und nun noch einmal, nach einundzwanzig Jahren des Exils, erlebte er es, daß ihn die Corsen zurückriefen als ihren unvergessenen Nationalhelden, daß ihm das französische Volk sein Vaterland wieder öffnete, ihn, den das frühere Königthum besiegt und geächtet hatte, jetzt als den gefeierten Mann der Freiheit in Triumph seinem Corsenvolke zuführte.

Es waren dies Erinnerungen, Gedanken, die alle Saiten des Gefühls in seiner Brust erklingen ließen, und als das Lob auf seines Lebens Arbeit aus dem Munde Mirabeau's verstummt war, da erhob er sich und unter einem feierlichen Schweigen, einer athemlosen Spannung, indeß seine Wangen sich rötheten, sprach er:

„Meine Herren! Dieser Tag ist der schönste und glücklichste meines Lebens. Ich hatte dasselbe dem Streben nach Freiheit geweiht und ihr edelstes Schauspiel finde ich hier. Ich habe mein Vaterland in der Sklaverei zurückgelassen, jetzt finde ich es in der Freiheit. Was bleibt mir noch zu begehren übrig? Nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren weiß ich nicht, welche Veränderung die Unterdrückung unter meinen Landsleuten wird hervorgebracht haben: leider! sie hat nicht anders als verhängnißvoll sein können, weil die Unterdrückung schlecht macht. Aber da Sie den Corsen die Ketten genommen, haben Sie ihnen die alte Tugend wieder gegeben. Indem ich in mein Vaterland zurückkehre, dürfen Sie an meinen Gesinnungen nicht zweifeln. Sie sind hochherzig gegen mich gewesen, und ich war niemals ein Sklave.

Meine Vergangenheit, welche Sie durch Ihre Billigung geehrt haben, bürgt für mein künftiges Handeln: mein ganzes Leben, ich darf es sagen, ist ein unverbrochener Eid der Treue gewesen, den ich der Freiheit geleistet; es ist darum, als hätte ich schon der Constitution geschworen, welche Sie aufgestellt haben; nun bleibt mir noch übrig, ihn der Nation zu leisten, welche mich adoptirt, und dem Monarchen, den ich nun anerkenne. Das ist die Gunst, welche ich von der hohen Versammlung begehre."

Rauschender Beifall lohnte seine Rede, und da zugleich die Sitzung aufgehoben wurde, so drängten sich Alle zu ihm, um einen Händedruck des gefeierten Mannes zu erhalten. Lafayette, Mirabeau, Bailly und Robespierre geleiteten den corsischen General hinaus, und kaum ward die Menge der Männer ansichtig, als sie in nicht enden wollenden Jubel ausbrach und die Namen Lafayette, Pascal Paoli, Mirabeau, auch schon Robespierre unter Piken- und Mützenschwenken in stürmischen Vivatrufen ertönten. Man forderte den Besuch Paoli's am Abende im Club der Constitutionsfreunde, und nach einigen Worten, die Lafayette und Mirabeau mit dem Greise gewechselt, sagten sie im Namen desselben zu. Die Mittheilung gab dem Enthusiasmus neue Nahrung, und die Menge, welche sich von allen Seiten zu dem Gefeierten herandrängte, machte es lange unmöglich, daß Paoli seinen Wagen erreichen konnte.

Als es endlich geschehen, fuhr der Greis mit Lafayette zum Könige. Es war ein Besuch des Anstandes und politischer Nothwendigkeit. In Gegenwart des Ministers Necker empfing Ludwig XVI. den corsischen Freiheitsmann, der von dem Mitstreiter Lafayette's geführt wurde, und nahm

den Eid auf die Constitution von demselben entgegen. Mit ungeheuchelter Theilnahme fragte der König nach den corsischen Verhältnissen, von denen er hierbei zum ersten Male gründlichere Kenntniß erhielt, dann theilte er Paoli mit, daß er, um ihn gebührend zu ehren und die Corsen glücklich zu machen, ihn zum Präsidenten der Landesversammlung derselben und zum Generallieutenant der dortigen Nationalgarde ernannt habe.

„Wann verlassen Sie Paris?“ fragte der König, indem er Paoli entließ.

„Wenn möglich, morgen,“ antwortete er.

„So reisen Sie glücklich, Herr Paoli, und grüßen Sie meine Corsen. Frankreich ist stolz, daß es ein so freies, tapferes und tüchtiges Volk das seine nennen kann.“

Der König grüßte, der General ging. Sie ahnten Beide nicht, daß zehn Jahre später ein Corse eine neue Dynastie für Frankreich gründen würde.

Für Paoli war der Tag wie an Ehren so an Erschöpfungen reich; er sehnte sich nach Ruhe, aber es war vergebens, die Besuche von seiner Wohnung fern zu halten, und als es Abend geworden, wollte der Greis sein dem Volke gegebenes Versprechen nicht ungelöst lassen und begab sich nach dem Club der Freunde der Constitution.

Von Neuem begannen hier die rauschenden Ovationen des Vormittags in der Nationalversammlung. Eine ungeheuere Menschenmenge hatte sich in den Saal gedrängt und neben vielen Deputirten, Journalisten und bekannten Männern des Tages standen die Leute der Pike und der Straße. Das Volk war noch der Zügellosigkeit späterer Zeit fern, und die Sitzungen der Clubs hatten noch nicht jenen wüsten

Charakter, den sie in der Kirche der Cordeliers und dann in dem Klostersaal der Jakobiner annahmen. Es war noch in Jedem das stolze Gefühl mächtig, die Souverainetät des Volkes mit Würde an den Tag legen zu müssen.

Man hatte Pascal Paoli nach dem Sitze des Präsidenten geleitet, neben dem er Platz nehmen sollte. Robespierre empfing ihn hier mit den Worten:

„Ach, es gab eine Zeit, da wir die Freiheit in ihren letzten Asylen zu unterdrücken suchten. Doch nein, dies war das Verbrechen des Despotismus. — Das französische Volk hat es getilgt. Welche große Sühne für das eroberte Corsica und die beleidigte Menschheit! Edle Bürger, Ihr habt die Freiheit in einer Zeit vertheidigt, in welcher wir sie nicht einmal zu hoffen wagten. Ihr habt für sie geduldet; Ihr triumphirt mit ihr und Euer Triumph ist auch der unsrige. Vereinigen wir uns, sie für immer zu wahren, und mögen ihre feilen Gegner bei dem Anblicke dieses unseres heiligen Bundes vor Furcht erblassen!"

Eben wollte sich der General erheben, als heftiger Lärm im Hintergrunde die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog.

„Laßt mich! O, laßt mich zu ihm!" hörte man eine Frauenstimme bittend und in großer Aufregung rufen.

Der Lärm wuchs.

„Was will das Weib?" rief man. „Haltet es zurück! die Frau ist toll!"

„Toll! Hahaha!" lachte sie in unheimlicher Weise und durchbrach, an der Hand einen jungen Mann in Militärkleidung hinter sich her ziehend, die scheu vor ihr zurückweichenden Menschen. „Toll? O, Ihr sollt sehen, er kennt mich noch, der große Paoli!"

Sie war bis in den Vordergrund gekommen, wo Robespierre und Paoli sich befanden, Beide überrascht und betroffen von dem seltsamen Zwischenfall. Die großen Laternen, welche diesen Theil des Saales beleuchteten, warfen einen grellen Schein auf die Frau. Sie war wohl mehr als fünfzig Jahr alt, eine lange, hagere Gestalt in corsischer Tracht und das schwarze Mandile um den Kopf. So erschien sie wie eine alte Maurin, und die beiden dunkeln Augen, welche aus tiefen Höhlen hervorblitzten, erhöhten das Unheimliche dieser Erscheinung. Als sie vor Paoli angekommen, sagte sie, indem sie den jungen, stattlichen, widerstrebend ihr gehorchenden Officier vorstellte:

„Du kennst mich noch, Paoli — nicht wahr? Ich bin Deines Freundes Cervoni Weib, seine Wittwe — denn Du weißt ja, in Oletta haben ihn die Franzosen vor einundzwanzig Jahren gerädert. Sieh, hier ist sein Sohn, Cervoni's einziger Erbe. Sollte ich ihn Dir nicht zeigen?“

Eine Stille war eingetreten, die von der großen Spannung zeugte, in welche die Versammlung durch die Anrede dieser Frau versetzt worden. Paoli hatte kaum die ersten Worte vernommen, als er aufsprang, voller Mitgefühl die Hand der Frau ergriff und ihren Sohn in seine Arme schloß.

„Dich Aermste finde ich hier?“ rief er aus.

„Ja, Paoli, die Bonaparte's haben mich hierher gebracht; es sind gute Menschen, die sich meiner angenommen hatten. Sie sagten, es sei besser für mich, wenn ich hier in Paris lebe, und da sollte ich auch zugleich bei meinem Sohne sein, der mit dem jungen Napoleon Bonaparte die Militärschule besuchte. Er ist jetzt wieder in Corsica, und

mein Sohn steht hier im Regiment — sie haben es ja so gewollt, — ich nicht. Nun bin ich schon an acht Jahre hier, Paoli. Aber nun Du zurückkehrst, bleibe ich nicht länger. Ich will meine Berge, meine Hirten, meine Corsen wiedersehen, den Muffro und die Macchia! Nein, nein, ich bleibe nicht hier, wo Alles mir fremd ist und ich wie verlassen bin von Gott und Menschen, die sich vor mir fürchten, als sei ich vom Teufel besessen."

„Gewiß, gewiß, Paolina, wenn Du willst, nehme ich Dich mit nach Corsica," beruhigte sie der General, und dann sich zu den Umstehenden wendend, als halte er eine kurze Erklärung des Vorfalls für geboten, fuhr er fort:

„Es ist meines Freundes und Streitgenossen Cervoni Wittwe, die mit ihrem Sohne mich hier aufgesucht hat. Verzeiht, meine Freunde, die Störung. Viel Unglück und der Tod ihres Gatten verpflichten mich diesem Weibe."

„O," brach sie in fast leidenschaftlicher Weise aus, „Ihr kennt zu wenig diesen edlen Greis, der in Corsica verehrt wird, wie ein Vater. O, daß ich ihn noch einmal sehen konnte, ja mit ihm unser theures Corsica wieder begrüßen werde! Unser theures Corsica!" fuhr sie in seltsamer Sprache fort und schien wie verzückt zu sein. „Ha, weißt Du noch, wie ich der Frau Carlo Bonaparte's auf dem Monte Rotondo aus dem Schulterbein eines Lammes von der Heerde meines Vaters Matteo prophezeihte? Ich sagte ihr, daß sie einen Sohn gebären würde, und ich las aus den Linien auf dem Knochen, daß er werden wird ein Gewaltiger, der da herrscht über Länder und Reiche, zu seinen Füßen Kronen in Menge. Und sieh, zwei Monate darnach gab sie ihrem Sohne Napoleon das Leben, und ich sage es, ich sage es nochmals,

von diesem Corsen wird Großes ausgehen, und die Stürme, welche jetzt durch die Welt fegen, werden ihn emportragen auf den Gipfel ungeheurer Macht. Also wird Corsica Rache für seine verlorene Freiheit an der Welt nehmen. Doch," beschwichtigte sie selbst die wilde Ekstase, in die sie gerathen war, „Du kannst das ja nicht wissen, Paoli! Damals, als ich das Laetitia sagte, warst Du ja von Ponte nuovo in's Exil getrieben, ein Flüchtling, ohne Heimath, Du, der große Corse, der uns Vaterland, Ruhm und Freiheit gebracht!"

Pascal Paoli fühlte nur zu sehr das Peinliche der Lage. Die Frau war unstreitig noch nicht gänzlich der Geistesstörung entrissen, in die sie, er wußte es, nach dem Tode ihres Gatten Cervoni gefallen war.

„Laßt uns gehen," sagte er daher und verabschiedete sich zugleich bei diesen Worten.

Es war eine Grabesruhe in der Versammlung, und Alle blieben, wie von einer geheimnißvollen Macht gebannt, als der greise Freiheitsheld mit der unheimlichen Frau, gefolgt von ihrem verwirrten Sohne, hastigen Schrittes den Club verließ.

II.

Zwei Corsen.

Da lag es nun vor ihm, das blaue Mittelmeer, welches ihn noch von seiner geliebten Heimathsinsel trennte. Prächtig übergoldete die Abendsonne die stille, funkelnde Fluth, über welche leicht gebläht die weißen Segel kleiner Marseiller

Schiffe hinzogen. Paoli stand am Fenster des kleinen Landhauses, welches für ihn bereit gehalten worden, und außerhalb des Getriebes der großen Seestadt Frankreich's fast hart am Ufer des Meeres sich befand. Er schaute hinaus in die unendliche See, in den goldenen Aether, und sein Herz schwoll bei den harmonischen Empfindungen, welche der Anblick und der Gedanke an die Nähe seines Vaterlandes wach rief.

Niemand von den im Gemach Anwesenden störte den Greis, der eben erst mit seinem alten corsischen Diener und der Wittwe Cervoni's hier angekommen und von der Deputation, welche die Corsen ihm nach Marseille zur Einholung entgegengeschickt hatten, nach diesem Landhaus geleitet worden war. Es waren sechs Männer, welche als Mitglieder dieser Deputation sich in dem Zimmer befanden, lauter Corsen in ihrer Nationaltracht, bejahrte und jüngere.

„Verzeiht,“ sagte endlich Paoli, indem er sich von dem Fenster abwandte und zu ihnen trat; „mich überwältigte der erste Eindruck unseres Meeres und meine alten Augen suchten bis nach dem corsischen Strand hinzudringen. Wie dankbar bin ich Euch, daß Ihr für den kurzen Aufenthalt dieses Häuschen zur Wohnung für mich auswähltet. O, hier muß sich's schön leben, wenn man Franzose ist!“

Er seufzte und fuhr sogleich mit einem Anfluge von Bitterkeit fort:

„Aber wir sind ja nun Franzosen; seit dem letzten November ist ja Corsica Frankreich einverleibt und ein französisches Departement, nichts weiter. Schon oft habe ich mich auf meiner Fahrt hierher gefragt, warnm ich alter Mann noch nach Corsica zurückkehre? Was soll ich da?

Nur als Franzose da sterben, nachdem ich so lange als Corse da gelebt?"

„O, Du vergißt, Paoli," sagte Marius Peraldi aus Ajaccio, der Vornehmste unter den Abgesandten, „daß Du als Präsident unserer Landes-Versammlung zurückkommst, als General, der, wenn er auch jetzt durch den König von Frankreich dazu ernannt ist, doch wie ein Oberhaupt zu seinem Volke zurückkehrt."

„Es ist eine Stellung, Freunde," antwortete der General, welche mir viel Verlegenheit, viel Sorge bereiten kann. Doch ich will nicht zagen, obwohl, ich gestehe es, mir, je näher ich Corsica komme, um so ängstlicher zu Muthe wird. Ja, theure Landsleute, jetzt fühle ich, daß ich alt geworden. Liegt doch ein Zeitraum von zwanzig Jahren zwischen heut und damals, und meine alten Freunde sind meist todt, Ihr jungen seid unter mir fremden Verhältnissen aufgewachsen."

„Aber wir sind gute Corsen, General, wie unsere Väter, die mit Dir fochten," antwortete Peraldi.

„Und gewiß, Nichts hat sich bei uns verändert," setzte ein junger Mann in corsischer Nationalgarden-Uniform hinzu.

„Die Freiheit, welche in Frankreich den schändlichen Despotismus besiegt hat, sie kommt auch Corsica zu Gute, und wie solltest Du sie fürchten, Du Dich ihr fremd wähnen, der Du glorreich mit Schwert und Geist für sie gestritten?"

Der General heftete seine Augen forschend auf den Jüngling, der erröthend diese Worte gesprochen. Er war in der Uniform eines französischen Officiers.

„Ihr beiden jungen Leute waret vorher nicht bei der Deputation. Darf ich fragen, wer Ihr seid?“

„Ich bin Joseph Bonaparte,“ antwortete der Aeltere von ihnen, „Officier in der Nationalgarde von Ajaccio.“

„Und ich sein Bruder Napoleon, Officier des Regiments zu Valence, auf Urlaub bei meiner Mutter Laetitia Bonaparte.“

„Sie gehören Beide gar nicht zur Deputation, General,“ bemerkte Peraldi ziemlich verächtlich; „sie haben sich auf eigene Hand zu uns gedrängt, und es wird auch wohl kein Platz für sie in diesem Hause sein.“

„Ja, General,“ sprach Napoleon Bonaparte jetzt mit erhobener Stimme und indem er einen wilden Blick auf Peraldi warf, „wir Beide sind allein, auf unsere eigene Veranlassung von Ajaccio nach Marseille gekommen, weil wir unsere Sehnsucht, Dich zu begrüßen, nicht länger bemeistern mochten. Mein Vater war Carlo Bonaparte, der Dir gedient hat in Treue und Verehrung, und ich bin sein Sohn.“

Der stolze Ton, in welchem der junge Officier diese Worte sprach, hatte etwas Schneidendes. Seine gelben Wangen hatten sich mit dunklem Roth übergossen und an dem heftigen Spiel seiner Gesichtsmuskeln zeigte sich die tiefe Erregung, in die ihn Peraldi's Bemerkung versetzt.

Paoli ließ mit wachsender Theilnahme seine Augen auf dem Jüngling ruhen. Es war ein Name und eine Person, die ihm ein großes, ihm noch nicht erklärliches Interesse einflößte, zu welchem vielleicht auch die angebliche Prophezeihung der Cervoni mit beitrug.

„Napoleon Bonaparte," sprach er wie in Gedanken und reichte ihm die Hand.

Dann wandte er sich zu Peraldi und den Uebrigen, indem er fortfuhr:

„Nun, meine Freunde, ruht Euch bis zum Abendessen und seid mir gefällig, indem Ihr diesen beiden Jünglingen in Frieden Wohnung bei mir gebt. Gastfreiheit ist eine heilige Sitte des Corsen, und mein Dach soll wahrlich jedem Corsen Obdach gewähren. — Zu morgen ist das Schiff doch segelfertig?"

„Wenn Du es willst, General, so soll es bereit sein," versetzte Peraldi. „Dort, weit hinten im Hafen, liegt es, und ich will gleich hingehen, dem Capitain Bescheid zu bringen."

„Ja, ja," erwiderte der Greis lebhaft, „mich treibt's mit Hast von diesem Boden. Nur schnell nach Corsica! Auf Wiedersehen denn heut Abend, Freunde," grüßte er sie; „Signor Napoleon Bonaparte, ich bitte, bleibt."

Bonaparte blieb wie ein Soldat, der seinem Vorgesetzten gehorcht; die Uebrigen gingen.

„Setz' Dich, Bonaparte," sagte der General, indem er selbst auf einen der großen Holzstühle sich niederließ, welche nebst einem eichenen Tisch die einzige schlichte Ausstattung dieses Gemachs bildeten. „Ich möchte mit Dir sprechen, weil Du meines braven Secretärs Sohn bist, und weil ich Dich als Patrioten kenne. Oder dachtest Du, ich habe vergessen, daß Du mir Dein Manuscript einer Geschichte der Corsen vor einigen Jahren nach London schicktest, mit einem Brief, der eines corsischen Patrioten würdig war?

„Herr General, ich habe von Kindheit auf gelernt, Euch

zu bewundern, zu verehren," entgegnete der Officier fest. „Mein Vater hat mich Euren Ruhm kennen gelehrt, und kein größeres Glück ersehne ich, als statt meines Vaters Euch dienen zu können."

„Nur zu früh starb er, der wackere Mann. Es ist wohl mehr als zehn Jahre her?"

„Er starb in Montpellier, General, 1785, als er in seiner Eigenschaft als Deputirter des corsischen Adels nach Frankreich gekommen war. Ich besuchte damals noch die Kriegsschule zu Brienne.

„Du bist nicht der älteste Sohn, Napoleon, sagtest Du mir. Dein Bruder Joseph ist es, nicht wahr?"

„Er ist der ältere, ja; doch schon zu meines Vaters Zeit betrachtete er mich als seinen Leiter, und mein Onkel Lucian, der Archidiaconus in Ajaccio, hat mich zu dem Haupte der Familie erklärt, weil ich der überlegenere und entschlossenere bin."

„Eine stolze Sprache, Jüngling!" bemerkte Paoli wohlgefällig. „So strebt man nach großen Thaten und geht einer Zukunft sicher entgegen. Und Deine Mutter? Sage mir, wie geht es ihr?"

„Sie hat der Sorge genug, Signor Paoli. Wenn auch der Vater uns ein kleines Vermögen zurückließ, so hinterließ er seiner Frau auch acht Kinder, und das jüngste lag noch in den Windeln, als er starb."

„Acht Kinder!" wiederholte der Greis nicht ohne Ueberraschung."

„Acht lebende," betonte der junge Mann lächelnd, „und fünf sind gestorben."

„Da wirst Du eine große Verpflichtung haben, mein

Sohn, für die Zukunft Deiner Geschwister zu sorgen. Nun, vielleicht giebt mir Gott noch ein Jahrzehnt zu leben, obwohl meine zwei und siebzig Jahre mich reif für den Schnitter Tod machen. Dann will ich nicht vergessen, Deine Last zu erleichtern; denn wahrlich, ich kann wohl sagen, Du hast eine Art von Recht, väterlichen Schutz von mir zu erwarten. War ich doch der Brautwerber für Deinen Vater bei dem alten Capitain Fesch, und ich glaube, er hätte seine Stieftochter Laetitia niemals meinem jungen Secretär Bonaparte zur Frau gegeben, wenn ich damals nicht ein freundliches Wort für die Liebenden eingelegt."

Der Alte lächelte dabei und wiegte sein Haupt. Dann fuhr er fort:

„Fast fünf und zwanzig Jahre sind es her. Ach, damals konnte Niemand denken, daß der stolze Bau, den ich mit Gottes Segen aufgeführt, wieder zertrümmert werden könnte. Corsica stand in Blüthe und seine Selbständigkeit wie seine Freiheit schienen mir so fest wie seine Felsen zu stehen. Aber es ist doch anders gekommen. Was Genua nicht vermocht hatte, das übermächtige Frankreich vollführte es: Corsica wurde niedergeworfen und heut ist es ein Departement von Frankreich. O, die Wunde brennt noch immer, mein Sohn. Ich kann nicht vergessen, daß ich ein freier Corse gewesen!"

„Und wohl habt Ihr Recht, General," erwiderte Napoleon Bonaparte mit Lebhaftigkeit. „Doch wer stauet einen Strom zurück, damit er zur Quelle fließe? Vergeßt nicht, Signor Paoli, daß eine neue Zeit angebrochen ist und die Freiheit ihr glorreiches Reich aufgerichtet hat!"

„Die Freiheit, ja! Ich preise mein Geschick, daß es mich

ihren stolzen Triumph noch erleben ließ, und sie ist es, die mich über den Untergang der corsischen Selbständigkeit tröstet.“

„Frankreich, Signor, ist das ruhmreiche Land, von welchem die Befreiung des Menschengeschlechtes ausgehen wird. Ich sehe es stolz die Tricolore der Freiheit über die Erde tragen und bei Gott, ich will unter dieser Fahne kämpfen!“

„Du bist französischer Soldat?“

„Ja, und jetzt bin ich es mit Hochgefühl; es ist der Soldat der Freiheit!“

„Ein schöner Enthusiasmus, mein junger Freund. Es ist derselbe, der aus Deinen Briefen an mich sprach. Da sagtest Du, so viel weiß ich mich noch zu erinnern, daß Du geboren wardst, als Dein Vaterland starb, daß Deine Blicke zuerst das verhaßte Schauspiel erschreckte, wie die Franzosen den Thron der Freiheit in Blutwellen hinwegspülten, Du verglichst meine frühere Verwaltung mit der französischen und wolltest mit Deinem nun unvollendet gebliebenen Werke Herrn Necker für das beklagenswerthe Schicksal, welches uns so grausam niederschlug, Theilnahme abgewinnen.“

„Ich kam damals von der Militairschule in Paris als Officier nach meinem Regiment in Valence; ich war erst sechszehn Jahre alt. Aber, General, wie ich Euch damals zu schreiben wagte, so dachte ich in Wahrheit. Meine Kindheit war auf dieser Insel verflossen, meine Schulzeit in Frankreich. Ich hatte den Kopf voll Heldengestalten des Plutarch und das Herz durchdrungen von den Thaten unserer corsischen Väter. So ist es noch heut, und es gährt in mir mit titanischem Ungestüm ein Geist, der mich zum Kampfe für die höchsten Güter der Menschheit auf-

fordert. Für die Freiheit mein Herzblut, Signor; ich schwärme für die große Revolution, welche diese gewaltige Zeit eröffnet hat, und bei Gott! nur für ihren Kampf habe ich mein Leben bestimmt!"

Der Greis legte seine Hand auf die Schulter des neben ihm sitzenden Officiers und ohne eine väterliche Freude über den reinen Enthusiasmus dieser feurigen Natur zu verbergen, sagte er: „Es ist echtes Corsenblut, welches in Deinen Adern fließt. Bewahre es Dir rein, mein Sohn, und bleibe Deinem selbstgegebenem Schwur treu, nur der Freiheit Dein Leben zu widmen. Die Freiheit, junger Mann, ist die neue Religion, welche die gebildete Menschheit zu dem vollen Bewußtsein ihrer Würde erheben wird. Daß meine greisen Augen noch diesen Triumph, daß sie noch die Thore einer neuen, hoffnungsreichen Zukunft sich eröffnen sehen — das ist in Wahrheit die schönste Genugthuung für mich, der auf Corsica diese Freiheit wie ein Kind in der Wiege gepflegt hat. Ja, bleibe der Freiheit treu, Sohn Carlo Bonaparte's, treu als Corse!"

„Als Corse?" entgegnete Napoleon Bonaparte lebhaft. „O, gewiß, ich bin stolz auf mein ruhmvolles Inselland, welches so große Männer erschaffen und gereift hat. Aber Eins erlaubt mir zu bemerken, General, daß ich nämlich in der Eigenschaft als Corse nicht darauf verzichten möchte, dem freien Frankreich anzugehören."

„Dem freien Frankreich! da stimme ich Dir zu. Doch sollte es — ich will es nicht hoffen — sich ereignen, daß der alte Despotismus der Könige wieder hergestellt wird — was dann? Würdest Du dann auch Corsica unter dies Joch sich wieder beugen lassen?"

„Nimmermehr, General! Ich würde den Despotismus bis auf's Aeußerste bekämpfen; ich würde in Frankreich, in Paris mit meinem Degen das Herz Desjenigen zu treffen suchen, der unsere Freiheit vernichten wollte! Doch in Corsica selbst — was sollte der Kampf dort nützen? Würde damit Etwas entschieden?"

„Es ist wahr, Corsica ist klein, und ich halte es kaum noch für möglich und räthlich, daß es in die Reihe selbstständiger Staaten eintritt, es sei denn, daß ein großer Staat es beschütze."

„O nein, General," erwiderte Napoleon mit großer Entschiedenheit, „Corsica kann kein eigener Staat wieder werden. Wäre Italien nicht verkommen, so gehörte es naturgemäß diesem an; jetzt aber ist sein Loos, mit Frankreich für die Freiheit zu kämpfen!"

„Du hast großen, gefährlichen Ehrgeiz, Jüngling," sprach darauf Paoli in etwas strengerem, aber doch väterlichen Tone. „Hüte Dich, daß er Dich nicht in's Verderben treibt, Du möchtest in die Sonne fliegen — kennst Du die Wachsschwingen des Icarus nicht? Ich sage Dir, ziehe den Horizont für Deine Thaten nicht zu weit, denke nicht an Paris, an Frankreich so sehr, daß Du Corsica darüber vergißt. Unsere Insel ist ein Feld, groß genug auch für den größten Ehrgeiz, und dies genüge Dir vorerst."

„Ihr habt Recht, General," versetzte der junge Officier nicht ohne sichtliche Beschämung. „Hatten doch ein Sampiero, ein Gaffori und Du, ehrwürdiger Patriarch, für ihre glorreichen Thaten nur unser kleines Corsica, und wie könnte ich zu hoffen wagen, jemals zu dem Range so großer Männer, so unsterblicher Patrioten aufzusteigen?"

Der Greis erstrahlte wieder in Freude.

„Warum denn nicht?“ rief er aus und seine leuchtenden Augen suchten in das Innerste des jungen Corsen zu dringen. „Kein edles Ziel ist zu hoch für die ehrgeizige Jugend, und Du hast den Weg frei, in Deinem Vaterland den Besten gleich zu kommen. Ich hege große Erwartungen von Dir, mein Sohn, und deswegen warne ich Dich davor, Deine Kraft nutzlos für bloße Phantasiegebilde zu zersplittern. Die Pflanze gedeiht am besten in dem heimischen Boden, in dem sie zum Leben erwacht ist. Ich bin ein alter Mann,“ fuhr Paoli nach einer kleinen Pause fort, „und die Zeit meiner Thaten ist vorbei. Man beschreibt nicht zweimal den Kreislauf großer Ereignisse, denn die treibende Hoffnung und der Enthusiasmus der Unerfahrenheit wird, beginnt man ein großes Werk zum zweiten Male, Klügelei und Berechnung, die zwar Ideen verbraucht, doch nicht gebiert. Ich kehre nach Corsica zurück und weiß recht gut, daß ich nur zurückkehre, um dort mein Grab zu finden. Mein Lebensrest ist ohne den Ehrgeiz nach neuen Thaten; ich werde zufrieden sein, wenn ich in meiner Ehrenstellung als Landeschef meinem Vaterlande seine eigene Gesetzgebung und seine innere Freiheit erhalten kann. Aber um so lebhafter wünsche ich, daß jugendliche Kraft und Patriotismus mich und mein Werk unterstütze und ich Männer meinem Vaterlande zurücklasse, die seine Zukunft beschützen. Wenn das Vaterland nicht mehr ist, muß ein edler Bürger sterben, so schriebst Du selbst, Napoleon Bonaparte, und dem bleibe treu.“

Der junge Officier warf einen Blick voll Dankbarkeit auf den ehrwürdigen Patrioten, der ihm gewissermaßen die

Zukunft Corsica's anvertraute und ihn für würdig hielt, einer jener Männer des Plutarch zu werden, welche als Götter in seinem ehrgeizigen Herzen lebten. Doch bei allem Stolz, den er deshalb empfand, und bei aller Bewunderung, die er für den feurigen, lauteren Patriotismus des berühmten Landsmannes hegte, sprach in ihm ein noch nicht ganz verstandenes Gefühl, welches diesen Stolz abschwächte und diese Bewunderung einengte. Es war ihm, als sei Pascal Paoli der Mann, der Held einer vergangenen Zeit und überlebter Verhältnisse, und als kenne er zu wenig die Macht der Umstände, die während seines langen Exils auch auf Corsica Platz gegriffen hätten. Deshalb sagte er, ohne auf den Gedankengang des Generals zurückzukommen: „Die Revolution hat Vieles auf unserer Insel verändert, namentlich in den Städten, Signor Paoli. Vor einem Jahre hättet Ihr Corsica wohl noch so wiedergefunden, wie Ihr es zwanzig Jahre zuvor verlassen. Da gab es nur Corsen, die für die Freiheit glühten und das Joch der französischen Despotie abschütteln wollten. Heut ist es anders. Der größte Theil der corsischen Jugend ist begeistert für die Sache der Revolution, und der Kampf, um den es sich bei uns dreht, ist dem entsprechend, den Liberale und Aristokraten in Paris führen. In Ajaccio vor Allem stehen sich Republikaner und Royalisten feindselig gegenüber, und ich kann wohl sagen, daß wir, mein Bruder und ich, an der Spitze der Partei der Freiheit stehen. Der demokratische Club von Ajaccio gehört uns."

Der Greis wiegte lächelnd sein Haupt.

„Jugendliche Schwärmereien, mein Sohn, die ich recht wohl verstehe," bemerkte er. „Es ist ein Rausch, der vor-

übergehen wird. Was sind diese Parteispaltungen anders, als die immer bei uns bestanden? Früher waren es Genuesisch Gesinnte und Patrioten, heute sind es französische Royalisten und Freiheitsmänner."

„Sehr richtig, General," versetzte Napoleon, der über diese zutreffende Bemerkung einigermaßen verwundert war. „Gott sei Dank, ich stehe auf Seiten der Letzteren."

„Nun," fragte Paoli nicht ohne Neugier, „und die Uebrigen? Marius Peraldi, der nicht Dein Freund zu sein scheint?"

„O," entgegnete der Officier lebhaft, „das ist alte Sippenfeindschaft. Er ist Demokrat, wie ich, wie Alle, die Euch hier empfangen haben. Aber die Peraldi sind eine hoffährtige Gesellschaft, genau so wie die Pozzo di Borgo. Sie denkt, weil sie an Reichthum des Besitzes in Ajaccio die erste ist, daß ihr eine Art Oberherrschaft in der Stadt sicher sein muß. Doch Peraldi wird sich irren," fuhr Bonaparte in heftiger Erregung fort; „ich verachte seine Feindschaft und seinen Einfluß."

„So leben also diese alten Familienstreitigkeiten noch immer von Generation zu Generation weiter?"

„General," erwiderte der Officier bestimmt, „das wird bleiben, so lange es Corsen giebt. Auch der Haß ist eine Tugend."

Pascal Paoli machte eine Bewegung des Mißfallens.

„Der Haß ist ein schrecklicher Egoismus," sagte er. „Wenn ihn der Mensch nicht beherrschen kann, weil er gekränkt oder beschimpft worden ist, so sollte doch der Haß zwischen Familien nicht fortgepflanzt werden. Das ist eine Thorheit und eine Schlechtigkeit zugleich. Mein erstes Ge-

setz vor siebenunddreißig Jahren erließ ich deshalb gegen die Vendetta und ich dachte, daß es die Corsen der rohen Sitte entfremdet habe, sich wie Mörder aufzulauern und umzubringen."

„O, die Vendetta, General!" versetzte der Officier; „diese hinterlistige Manier, seinen Feind zu tödten, die hasse ich auch, wie Ihr. Aber mein Feind kann nicht mein Freund sein, und ihn im ehrlichen Kampfe zu besiegen, wenn er mich angreift, halte ich für gerecht. Marius Peraldi ist mein Feind, weil seine Väter meiner Väter Feinde waren. Wir morden uns nicht; aber ich will ihm trotzen. Ja, damit Ihr wißt, daß ich ihn nicht bloß deshalb hasse, weil seit Alters her die Bonaparte und Peraldi eifersüchtig aufeinander waren, will ich Euch auseinandersetzen, wie er fort und fort Kränkungen und Feindseligkeiten gegen mich ausgeübt hat. Er ist zum Commandanten der National-Garde von Ajaccio gewählt worden, nun, weshalb wohl? Weil er der reichste Mensch in der Stadt ist und in Eigendünkel sich bläht. Ich habe ihn deswegen nicht gehaßt; aber er hat seinen Einfluß aufgeboten, damit mein Bruder Joseph nicht Officier in der National-Garde werden sollte, wie er auch Schuld daran ist, daß er nicht die Präsidentenstelle des Distrikts von Ajaccio erhielt, obwohl die Pieve und kleinen Ortschaften für meinen Bruder stimmten. O, diese Peraldi's und Pozzo di Borgo's, die verfolgen unsere Familie, nicht wir die ihrigen! Noch mehr, General, da ich Euch vertraue wie einem Vater: Vittoria Peraldi, die edle Schwester des übermüthigen Marius, hat mir seit dem vorigen Jahre ihr Herz geschenkt. Die Verbindung hätte den alten unsinnigen Familienhader begraben und vergessen

lassen können. Aber was that Marius Peraldi, als er Kunde von unserer Liebe erhielt? Er verbot seiner Schwester ihre Neigung und hielt sie in seinem Hause wie gefangen, so daß sie seit Monaten keinen Fuß auf die Straßen Ajaccio's gesetzt hat, und mich höhnte er deshalb und that mir den Schimpf an, zu sagen, daß die Bonaparte sich mit Vittoria's Mitgift bereichern möchten."

Der junge Corse war bei dieser Mittheilung in die leidenschaftlichste Aufregung gerathen und von seinem Sitze aufgesprungen. Seine Augen rollten wild umher und schossen Blitze; seine Züge waren entstellt, die Muskeln des Gesichts zuckten und man sah, wie er die Lippen zusammen biß, daß sie bluteten.

Paoli hatte die Mittheilung mit großem Interesse angehört. Jetzt erhob er sich und dem jungen Manne gütig die Hand reichend, sagte er: „Geh, Napoleon Bonaparte, und beruhige Dich bis zum Abendessen. Ein Spaziergang am Meeresstrand wird Dir wohl thun; noch säumt ja die Sonne die Felskronen und färbt das Gewölk über der See. Geh, mein Sohn, und beherrsche Dich. Laßt mich ohne Unmuth mein Corsica wiedersehen!"

Er winkte grüßend zum Abschied, und Bonaparte verließ das Gemach, die wilde Gluth in seiner Brust zu dämpfen.

III.

Die Rückkehr.

Das französische Staatsschiff, welches den ehemaligen Präsidenten des corsischen Freistaates mit seiner Begleitung nach der Heimath zurückbrachte, hatte seinen Cours nach dem nördlichen Ausläufer der Insel genommen, dem Cap Corso. Der verehrte Mann sollte nach dem Wunsche der Landsleute bei seiner Rückkehr den Triumphzug durch einen großen Theil der Insel machen, um seinem Volke die Freude zu gewähren, ihn nach der langen Zeit des Exils als den unvergessenen Helden, als den wahren Vater des Vaterlandes begrüßen zu können.

In dem reizenden Hafenort Pino auf dem Cap Corso ging das Schiff vor Anker. Es war ein herrlicher, sonniger Aprilmorgen, und die Insel hatte sich zum Empfange ihres großen Sohnes mit der Pracht des südlichen Frühlings geschmückt. Seit dem Aufgang der Sonne, sobald als die Küste Corsica's in Sicht gekommen, stand der Greis auf dem Verdeck und schaute, mit stillem Jauchzen in der Brust, nach den rothen Riffen und den ausgezackten kleinen Felsenbuchten des Gestades bei Pino, dessen Höhen ihre tiefdunklen Wälder der heiteren Sonnenpracht darboten. An seiner Seite stand die alte Paolina; sie sprach Nichts, wie Pascal Paoli; sie blickte schweigend über die glitzernde lachende See nach dem Lande ihrer Heimath, und aus ihren brennenden Augen perlte von Zeit zu Zeit eine Thräne hernieder, wie hervorgetrieben von der Macht großer Erinnerungen. Auch der alte Diener, Mutius, stand bei seinem Herrn auf dem Deck und war versunken

in den Anblick seines Vaterlandes, das er mit Paoli zusammen ohne Hoffnung auf Wiedersehen verlassen. Kein Gefühl reicht an die Erhabenheit desjenigen, welches die Rückkehr in das Vaterland nach langer Abwesenheit hervorruft, und es entfaltet sich in aller Mächtigkeit, wenn man vom Wellen durchschneidenden Schiffe erst als Nebelstreif, dann als festes Land, dann als Stadt mit Menschen und regem Leben den heimathlichen Boden mit den Augen erreicht. Man sieht den wunderbaren Begriff Vaterland in fester Form vor sich und vermag räumlich gewissermaßen zu umfassen, was als eine ewig Erinnerungen gebärende Idee ihre Zauberkraft auf unsere Gefühlswelt ausübt. Welches süße Empfinden berührt zart alle Saiten des Herzens, wenn man so der Heimath zufliegt, wie der vom Feinde verfolgte Vogel seinem schützenden Hort! Die goldene Kindheit taucht wie eine Fata Morgana vor unserm inneren Blicke wieder auf; die Seele schlürft begierig den Rückgedanken an das einstige Jugendhoffen ein, und es rauscht in unserer Brust wie in einem Märchenwalde, der tausend Lieder mit einem Mal singt. Und nun erst diese zehnfach mächtigeren, alle Schmerzen, alle Sorgen, alle Bitterkeiten der Vergangenheit auffsaugenden Wonneempfindungen Solcher, welche ein feindliches Geschick einst wider ihren Willen aus der Heimath getrieben, die von ihr schieden ohne Hoffnung, sie wiederzusehen, und die nun zurückkommen mit all der hervordrängenden Ueberfülle ihrer Erinnerungen. Ihnen ist, als wenn das Eldorado vor ihnen liegt, und um jede Scholle weht Märchenduft, um jedes Gemäuer rauscht Romantik, Alles erscheint ihnen neu und glanzvoll, wie eine fremde und doch so theuere Welt.

Auch die corsischen Deputirten waren auf dem Deck die beiden Brüder Bonaparte mit Marius Peraldi und den Andern. Sie hatten nicht nöthig, jene Empfindungen mit durchzufühlen, die den greisen General, die Wittwe Cervoni's und den alten Mutius bewegten; sie sprachen von Ajaccio, von ihrem Club, von ihren kleinen Stadtgeschichten, neckten sich und haderten auch wohl, wenn auch die Rücksicht auf Pascal Paoli sie abhielt, ihrer Eifersucht und Feindschaft auffälligeren Ausdruck zu geben. Aber der General verschlang fort und fort mit den Augen, was auf der sich nähernden Küste erkennbar wurde. Da tauchten die weißen Häuser von Pino auf und dann die alten schwarzen Thürme, welche überall an den Küsten im Lande stehen, vor Allem auf Cap Corso, und welche in früheren Jahrhunderten zum Schutze der reichen Kultur dieses Landstriches gegen die Sarazenen, oder von den Genuesen als Zwingburgen gegen die Corsen erbaut worden waren. Das dunkle Grün der Oliven- und Kastanienwälder, der Orangen- und Feigenbäume zeichnete sich immer deutlicher auf dem rothen Felsgrunde ab. Dann erschien auf dem höchsten Berge der Serra, die das Land wie ein Rückgrat durchzieht, der einsame schwarze Thurm des Seneca bei Luri, so genannt, weil nach der Volkssage Seneca auf ihm die acht Jahre seiner Verbannung zubrachte. Es war ein seltsamer Gruß, der über das Meer hinüber den rückkehrenden Verbannten traf.

Jetzt trieb das Schiff in den Hafen, und von den kleinen Kastellthürmen hallten die Böllerschüsse zu Ehren des gefeierten Helden, von dem felsigen Gestade in vielfachen Echo's zurückkommend. Die paar corsischen Fischerboote im

Hafen waren mit Laub bekränzt und ließen corsische Flaggen wehen. So weit das Auge dringen konnte, war eine Masse von Menschen am Ufer, die dem Angekommenen ihr donnerndes, nicht endenwollendes Evviva zujubelten.

Das kleine Boot trug den General mit seinem Gefolge schnell an's Land. Helle Thränen rollten über seine Wangen und heiligten den höchsten Aufschwung der Freude des Wiedersehens, den schönsten Augenblick in der letzten Lebensspanne dieses außerordentlichen Mannes. Hundert Arme streckten sich ihm entgegen, um ihm an's Land zu helfen, und als er nun den Fuß auf corsische Erde gesetzt, da beugten sich unwillkürlich seine Kniee, und in einem Blick nach dem Sonnenhimmel dankte der Greis für die Seligkeit dieser Stunde.

„Evviva! Evviva Pascal Paoli!" jubelte es mächtig von allen Lippen. Die Glocke des Kirchthurms von Pino läutete dazwischen, als wolle es den stürmischen Willkommengruß des Volkes an seinen Vater durch die Lüfte bis in die entfernten Pieve der Insel tragen. Die Büchsen der Corsen knallten unaufhörlich, wie es Sitte ist, wenn sie ein Freudenfest feiern. Mit Cither und Cymbel spielte man den Paoli-Marsch, die Nationalhymne seit Paoli's glorreicher Herrschaft; die Weiber in ihren malerischen Festkleidern mit dem Mandile um das schöne Gesicht drängten sich zu ihm, seine Hände, seinen Rock zu küssen. Der Greis stand noch immer auf der ersten Spanne corsischen Landes, überwältigt von dem Eindrucke seines Empfanges, weinend wie ein Kind, dessen Herz die Größe der Freude nicht zu ertragen weiß.

„Noch einmal steh' ich denn auf meinem Inselboden!"

rief er aus. „Ich grüße Dich noch einmal, theuere Erde, wie eine Mutter! Weinend, lächelnd grüße ich Dich, Du liebe, liebe Heimatherde. Und wie Antaeus fühle ich mich in Jugendkraft, nun ich den mütterlichen Boden wieder berühre!"

Endlich drängte er sich weiter; aber nur einen Schritt, dann sank er mit einem halb unterdrückten Jubelruf an die Brust eines greisen Mönches in Franziscanerkleidung, der leuchtenden Auges dagestanden hatte, ihn zu empfangen.

„Bruder! Bruder!" stießen gleichzeitig in dem Aufschrei ihres Jubels Beider Lippen hervor. Es war ein heiliger Moment, Alle ringsum ehrten ihn durch Schweigen, jedes Auge war feucht. Schluchzen der Frauen allein unterbrach die Stille.

„Clemens!" rief nach einer Weile, indeß er sich gefaßt hatte, der General dem Mönche zu und umarmte ihn von Neuem in stürmischer Inbrunst. „So sehen wir uns doch noch einmal wieder, hier, auf dem heiligen Boden unseres Vaterlandes!"

„Im Triumph, Pascale!" antwortete der ehrwürdige Alte mit jugendlicher Lebhaftigkeit. „Im Triumph der Freiheit, der wir unser Leben geweiht. Nun können wir ruhig sterben!"

Wieder drückte sich Brust an Brust. Diese beiden Brüder, sie konnten wahrlich von der Wonne dieses Wiedersehens sich nicht so schnell losreißen. Hatten sie Beide doch wie zwei Helden für ihr Vaterland gestritten und gesiegt, der General mit den Gedanken, der Mönch mit dem Schwert. Er, der Aeltere hatte vor sieben und dreißig Jahren als Triumvir den jüngeren, begabteren Bruder für die Dicta=

tur empfohlen, um Corsica zu retten. Er, ein Mönch, ein Mann der ascetischen Frömmigkeit, hatte dann als der begeistertste Patriot und gefeiertste Streiter wie ein Maccabäer, wie ein Prophet mit dem Schwert für die Freiheit gefochten und sich Genuesen wie Franzosen als der tapferste und unwiderstehlichste der corsischen Hauptleute furchtbar gemacht. In unzähligen Kämpfen war er Sieger gewesen, und immer, wenn er nicht zu streiten hatte im Felde, lag er in der Zelle seines Klosters auf den Knieen und betete zu Gott für die Freiheit seines Vaterlandes. Wie sie Beide gestritten und gesiegt, so hatten dann Beide auch gelitten. Pascal ging nach England in's Exil, Clemens in ein Kloster Toscana's. Und nun trafen sich Beide hier auf corsischer Erde wieder, Beide Greise, Clemens nahe an achtzig Jahre, aber noch immer rüstig und noch immer die Feuerkraft in den großen Augen, welche dichte, schneeweiße Augenbrauen zierten, schneeweiß, wie das lange Haar und der lange Bart, der auf seine Kutte tief herabfiel.

Arm in Arm gingen Beide, verklärt von der Seligkeit des Wiedersehens, durch die in neuen Jubelruf ausbrechende Menge.

„Hier, Pascal," rief der Mönch auf eine aufgestellte Schaar corsischer Knaben zeigend; „dies sind die Schüler Deiner Universität von Corte. Ich hoffe, sie sind in dem Geiste erzogen, in dem Du die Schule einst gegründet hast."

„Ja Herr," antwortete ein Pfarrer in brauner Corsenjacke und die nationale phrygische Freiheitsmütze, das Baretto, auf dem Ehrfurcht gebietenden Haupte. „So schwer es uns auch seit zwanzig Jahren gemacht wurde, die Hoch=

schule zu heben — in dem alten Geiste, denke ich, habe ich sie weiter geleitet mit meinen Collegen.

„Sei gegrüßt, guter wackerer Giotto!“ entgegnete der General, dem Pfarrer herzlich die Hand reichend. „Also Du lebst noch, Du hast mein Kleinod gehütet? Nun, dann war es in besten Händen. Dank Dir, Dank Euch, Ihr Lehrer! Ich weiß es, die corsischen Geistlichen waren stets freie Männer. Und Ihr Knaben,“ wandte er sich zu diesen, „seid mir gegrüßt! Bald werde ich in Corte sein und an Euren Fortschritten mich erfreuen. Die Bildung, vergeßt es nie, soll die Hüterin der Freiheit sein; nur dann ist sie für die Menschheit vom höchsten Werth.“

Er ging weiter; dann stutzte er wieder, streckte beide Hände nach einer Matrone in Nonnenkleidung aus und rief mit einem Gemisch von Freude und Schmerz:

„Giulia! O, daß ich Dich noch wiedersehe! Unsere edle, hochherzige Freundin deckt längst die kühle fremde Erde.“

Die Nonne, sichtlich beglückt, daß der Greis sie nach zwanzig Jahren doch noch wieder erkannte, erwiderte mit einem wehmuthreichen Ausdruck in den Zügen: „Sie ist todt, die edle Signora Monaca. Sie hat die schöne Stunde nicht erlebt.“

„Wohl mir, Giulia, daß ich in Dir eine Seele wiederfinde, die ihr gleicht. In Monosaglia sehen wir uns wieder.“

Eine Koppel aufgeputzter corsischer Pferde erwartete den General und seine Begleiter. Sie wurde jetzt herangeführt, und Pascal Paoli schwang sich mit einer Elasticität hinauf, als habe ihn diese Stunde um zwanzig Jahre verjüngt.

Auf dem corsischen Rosse hatte er auch sonst immer das Land durchritten; es wieder zu thun, gehörte mit zum Vollgenuß der Freude. Und als wäre dies das Zeichen zum Aufbruch gewesen, bestiegen mit einem Male Hunderte corsischer Männer und auch Frauen, wie es Sitte des Landes, die rothbraunen zottigen Pferdchen, welche am Eingange in die Stadt Pino bisher auf dem Platze gestanden hatten.

So setzte sich der malerische Zug unter dem Evviva- und Abschiedsrufen des zurückbleibenden Volkes langsam in Bewegung, um hinüber nach Bastia, an die andere Küste der Insel, noch vor Niedergang der Sonne zu gelangen. So sollte in kurzen Tagereisen der Heimathsort der Paoli, der Pieve Monosaglia, erreicht werden, von wo aus dann der General zur Uebernahme seiner Geschäfte sich nach der Stadt Corte begeben konnte. Flinke Reiter mit langen Flinten zogen vorauf und kündigten den kleinen Ortschaften, welche man passirte, die Ankunft des Zuges an. Wo er sich dann zeigte, der verehrte Patriarch mit seinem greisen Bruder, mit den Deputirten von Ajaccio, den beiden jungen Bonaparte, mit der alten Paolina Cervoni und der Nonne Giulia, die sein Gefolge bildeten, da lief das Volk herzu und empfing ihn mit Evviva's. Die Männer jeder Gemeinde in Festkleidern, zu Pferde und mit dem Schmuck ihrer Waffen, begleiteten ihn, wie die von Pino, bis zur Grenze der nächsten Ortschaft. Es war, als würde festliche Hochzeit im Lande gemacht und als holte das Volk seinen Bräutigam ein.

Die Schönheit der Landschaft dieses Theils der corsischen Insel entfaltete sich immer mehr, je tiefer man in die Thäler drang, welche der rauhe Gebirgszug der Serra nach Osten

und Westen in reicher Mannichfaltigkeit bildet. Ueberall Weingelände, Olivenwälder, Feigenbäume und prachtvolle uralte Kastanien. Dazwischen, in der Nähe des Meeres, in reicher Zahl die Thürme der Pisaner und Genuesen, rund oder viereckig, in denen sonst die Wachtmannschaften gelegen hatten und die jetzt verödet waren. Amphitheatralisch umschlossen die Höhen kleine, blühende, schattige Thäler, welche Bäche durchrauschten. In Grün versteckt sah man schwarze Klostergemäuer oder einzelne Häuser einer kleinen Ortschaft. Dann breiteten wieder Orangen, Citronen und Wallnußbäume ihre Kronen aus, und im Halbkreis umher standen die schwarzen Dörfer mit schlanken platten Kirchthürmen. Aber auf den Thalwiesen ruhte das sonst so bunte Hirtentreiben. Jeder Paesane, jedes Weib, jedes Kind hatte nur eine Arbeit an diesem Tage: den Vater des Vaterlandes bei seiner Rückkehr aus der Verbannung zu begrüßen. Wie wenn sie ihre köstlichen Früchte zu Markt nach Bastia oder Pino oder Luri trugen, hatten die geschmückten Mädchen und Frauen die sauberen Körbe auf ihrem Kopfe und boten zum Gruß und Willkommen dem General und seinen Begleitern die lachenden Goldfrüchte dar. Und wahrlich, ihre Trauben, ihre Limoni, ihre Orangen waren eine herrliche Erquickung; denn die südliche Sonne brannte heiß hernieder, und schon ging der schlechte Weg hinauf auf das kahle baumlose Gebirge.

Bald jedoch konnte man von dem Bergrücken beim düsteren Thurm des Seneca beide Meere übersehen und hinunter ging's nun nach Bastia, bald wieder wie durch Garten und Park. Ueberall derselbe Empfang, dieselbe Begeisterung, eine allgemeine Freude über die Ankunft des

so lange Verbannten, dessen Namen mit Ehrfurcht und Stolz zu nennen jede Corsenmutter ihre Kinder gelehrt.

Vom blauen Meeresspiegel hob sich endlich das weiße Bastia mit seinem schiffreichen Hafen ab. Es war ein Anblick, der trübe Erinnerungen in Pascal Paoli hervorrief.

„Clemens,“ sagte er zu seinem Bruder, der neben ihm ritt, während zur anderen Seite Napoleon Bonaparte sich befand, „ein Menschenalter ist verflossen, seitdem ich dort mit dem Grafen de Vaur unterhandelte.“

„Damals, Bruder, räumten die Genuesen das Land,“ erwiderte der Mönch; „sie sind nicht wieder gekommen, aber die Franzosen sind statt ihrer unsere Herren geworden.“

„Es war Graf de Vaur, der uns dreizehn Jahre später auf dem Golofelde schlug.“

„Es war Graf de Vaur,“ murmelte der Priester ingrimmig vor sich hin.

In Bastia standen französische Truppen; auch sie begrüßten jetzt den corsischen Freiheitsmann als ihren Chef. Die Ehre anzunehmen war für Paoli eine Pflicht, die zu üben er nicht unterlassen durfte; aber um so mehr öffnete sich sein Herz dem jubelnden Volke der Stadt.

Schon früh des anderen Tages ging der Marsch weiter am Ostgestade über Vescovato, dann durch die Casinca nach dem hoch im Gebirge gelegenen Oreto, und von dort in der Hast, das nahe ersehnte Ziel endlich zu erreichen, nach Monosaglia. Wieder perlten Thränen aus den Augen der beiden Greise, als sie ihren Geburtsort im Golde der Abendsonne zwischen Myrthen- und Olivenhainen vor sich sahen. Hätten sie denn wohl hoffen können, jemals die liebe Stätte wieder zu begrüßen? Und nun war es Wirk-

lichkeit, was sie vor Jahresfrist noch nicht in fremdem Lande zu erträumen wagten. Da lag das freundliche Stretta, wo Pascal Paoli's Wiege gestanden, eins jener kleinen, zwischen den Bergen zerstreut liegenden Dörfer, welche zusammen die Landschaft Rostino und Monosaglia bilden. Von Weitem schaute noch das uralte mächtige Franciscanerkloster hernieder mit seinen düsteren Mauern und seinem hochaufragenden finstern Campanile zur Seite, in welchem so oftmals Parlamente des Landes stattgefunden hatten, in welchem er als erwählter Chef des Landes zuerst den Sitz der Regierung aufgeschlagen, wo Clemens Paoli seine Zelle bewohnt, während in dem Frauenconvente daneben die große Patriotin Monaca und die unglückliche Giulia einen Zufluchtsort gefunden, die in's Kloster mit ihrem Gram geflüchtet war, als bei ihrem Hochzeitszuge ihr Bräutigam durch den tückischen Bluträcher getödtet worden. Sie Alle, die jetzt nach mehr denn zwanzigjähriger Abwesenheit hierher zurückkehrten, waren wohl der Erinnerungen voll und sehnten sich darnach, dem enthusiastischen Empfang der tapferen und schönen Männer von Rostino, welche einst die Garde Paolis gebildet, entrückt zu sein.

Und endlich schlug die Stunde, welche zum Abschied rief. Die sechs Männer von Ajaccio hatten den greisen Helden von Corsica in seine Heimath geleitet und nun eilten sie, selbst nach Hause zurückzukommen. Es war noch ein weiter und beschwerlicher Weg nach dem jenseits der Berge im Süden liegenden Ajaccio. Schweigend reichte der Priester seinem Bruder vor dessen einfachem Hause in Stretta die Hand und ritt dann weiter hinauf nach dem alten Convent, mit ihm, wie Pascal Paoli geheißen, die

Nonne Giulia und die alte Paolina. Und auch die wackeren Corsen von Monosaglia, ihre Frauen, ihre Kinder, welche den Eingang der Casa Paoli mit Guirlanden geschmückt hatten, gingen nach dem Abschiedsgruß des großen Landsmannes in ihr Dörfchen zurück.

Pascal Paoli war nun allein; nur seinen alten Mutius hatte er bei sich zurückbehalten und den ließ er die Pferde besorgen. In hastigen Schritten, von seinen stürmischen Empfindungen tief bewegt, durchlief der Greis sein so lange verödetes, von der Liebe seiner Mitbürger jetzt erst wieder wohnbar gemachtes Haus. Noch war Alles, wie er es vor bald einem Vierteljahrhundert verlassen; in den ärmlichen Gemächern standen noch der alte Holztisch und die alten Schemel, die schon seine Eltern gehabt. Die Fenster, wie sonst, hatten noch die alten Holzladen ohne Scheiben. Und in dem Hintergrunde seines Schlafzimmers, da war noch das Tischchen mit dem verblaßten bunten Zeugstück darüber, und darauf ein einfaches Krucifix zwischen zwei Lämpchen, welche die zarte Sorgfalt angezündet hatte.

Der Greis war überglücklich, er kniete nieder in dieser schlichten Kapelle seines Vaterhauses und betete, indeß die Sonne niederging.

IV.

Im Cabinet von Milelli.

Unweit von der Stadt Ajaccio befand sich am Meeresstrande ein kleines, den Bonaparte's gehöriges Landhaus, eine Art schlichten Pavillons inmitten eines Weingartens.

Diese Villegiatur nannte man Milelli. Sie war an sonnigen Sommermorgen und schwülen Abenden ein reizvoller Aufenthalt. Da zog sich vom Pavillon über Felsgestein und zwischen Weingeländen ein ungepflegter Weg hinab bis nach dem hochgelegenen Felsgestade, gegen welches bei stürmischer Fluth die See tosend heranbrandete. Prächtige Pinien, Eichen und Myrthenbäume standen hier zwischen hohem Olivengebüsch und bildeten so eine Art lauschigen schattigen Haines, in dem die Stürme der Seele beim Anblicke des lachenden Meeres wohl in harmonische Ruhe sich auflösen konnten. Unter einem alten, knorrigen, vom Sturmwind schief gebogenen Eichbaum war ein freier Platz und ein Tisch, der sich um den Baumstamm herumzog, und einige schon schadhaft gewordene kurze Bänke von Holz. Von hier aus sah man einen engen Fußweg sich durch das Gebüsch hinabschlängeln über die Felsen, als gehe er nach dem Meere hinunter. Doch schon nach einigen hundert Schritten endete er auf einem kleinen Felsvorsprung nach der See hinaus und an einer hierher sich öffnenden, ziemlich geräumigen Grotte, welche natürliches Geklüft gebildet hatte.

Dies war es, was Napoleon Bonaparte sein Cabinet Milelli nannte. Der junge Mann, dessen Einfluß die ganze Familie fühlte und der in Wahrheit anstatt des ältesten Sohnes, des anspruchsloseren Joseph, wegen seiner geistigen Ueberlegenheit als das Haupt des Hauses angesehen ward, hatte sich dieses Milelli zu seinem Arbeitssitz erkoren, und namentlich war es die Höhle, in welcher er zu grübeln und zu arbeiten liebte. Und es konnte allerdings keinen romantischeren und stilleren Ort geben, um mit seinen

Gedanken Zwiegespräch zu halten. Von dieser Höhle, in welcher sich Nichts als ein großer Stein als Sitz und ein davor gestellter roher Holztisch befand, schweifte der Blick ungehindert über das weite glitzernde Meer, dessen Wellen wie ein unendlicher Spiegel das Sonnenlicht noch hinauf in die Grotte warfen. In dem weichen trockenen Sande, der den Boden bildete, konnte man in Selbstvergessenheit ruhen und sich in leisen Lüften von dem murmelnden Meere und den rauschenden Baumgipfeln her Träume zufächeln lassen. Kein Poet konnte einen besseren Poetenwinkel sich erdenken als diesen einsam zwischen Fels und Busch und Meer befindlichen.

Napoleon war keine poetische Natur; aber in dieser jungen Brust gährten große Ideen und Leidenschaften, mit denen er allein zu sein begehrte. So oft er zum Besuch nach Ajaccio kam, weilte er gern in dieser Grotte. Auch jetzt, an einem glühend heißen Sommervormittag, finden wir ihn hier hingestreckt in den Sand und hinausstarrend in das silberne Meer, auf dem von Zeit zu Zeit ein Segel vorüberzog. Seine langen straffen Haare sind hinter die Ohren geworfen und seine großen sinnenden ausdrucksvollen Augen verleihen dem Jüngling etwas Phantastisches.

Welche Gedanken mögen diesen Kopf beschäftigen? Starrt er hinüber nach Frankreich, nach welchem er sich sehnt und wo die Freiheit Tag um Tag weiter an ihrem Werke arbeitet? Träumt er nur, ohne zu wissen was, oder von der Geliebten, die er seit Monden nicht zu sehen vermochte, oder von dem bewunderten Pascal Paoli, der in Corte die Verwaltung des Landes still und rastlos wie sonst von den Verwüstungen der zwanzigjährigen Franzosentyrannei zu

heilen sucht? Wochen sind vergangen, seitdem er den Greis von Frankreich nach Corsika geleitet, seitdem er ihn verlassen. Mit den Anderen hatte er von Monosaglia aus den Weg fortgesetzt; aber nicht lange, dann war er beim Golofelde zurückgeblieben und, wie von einer höheren Macht gebannt, hatte er die Nacht auf dem berühmten Schlachtterrain zugebracht, auf welchem nach heroischen Kämpfen die Corsen der französischen Uebermacht unterlagen. Giftige Nebel pflegen Nachts diesem Felde zu entsteigen und vielleicht hatten sie sein Hirn in Aufregung versetzt und sein Blut in Wallung gebracht. Beim fahlen Mondlicht ritt er wie wahnwitzig um das Schlachtfeld und es war ihm, als ritten neben ihm riesige, gespenstische Gestalten mit langen weißen wallenden Mänteln, eine Armee von Leichen, die einen ungeheuren Kreis um ihn inne hielten, dem er nicht entgehen konnte. Immer wilder pochte sein Blut, immer heißer ward es in seinem Kopf. Hussah! Hussah! schrie er dem schnaufenden Thiere zu und jagte toller über das Feld, und toller ritten die weißen Soldaten neben ihm, immer mehr, immer dichter in ihren Reihen, und es war ihm, als riefen auch sie mit wildem Todtengekrächze Hussah! Hussah! als klirrten Säbel und Küraße und als dröhnte der Boden von dem Hufschlag Tausender von Rossen. Da brach sein Pferd endlich ermattet zusammen und er selbst blieb auf dem Boden liegen, unfähig sich zu erheben. Die Mondscheibe sah blutroth hernieder, wie ein Medusenhaupt, wie ein blutig entsetzliches Antlitz, welches Schrecken und Wahnwitz hervorruft. Und die gespenstischen Reiter jagten mmer wilder vorüber, bis sie endlich sich in den Bergen verloren. —

Allein, in Fieber und in tiefem Sinnen war er darauf nach Ajaccio gekommen, und Tag um Tag hatte er sein theures Milelli besucht. Mit den Zeitungen aus Paris flüchtete er sich hierher und verschlang ihren Inhalt, der nur allzu aufregender Art auch für minder heißblütige Naturen war. Es stürmte fort und fort in dieser Brust und in diesem Kopfe, der über Thaten brütete und der doch nicht wußte, wie er zu Thaten, seinem Ehrgeiz genügend, gelangen sollte. An seinem Herzen zehrte der Neid über die unbestreitbare Uebermacht, die sein Feind Marius Peraldi, der Commandant der Nationalgarde, in Ajaccio besaß. Bei einer Volksversammlung, die jüngst wegen der Rückkehr Paoli's abgehalten worden, hatte sein verhaßter Nebenbuhler Carlo Andrea Pozzo di Borgo ihn durch seine Beredtsamkeit fast verdunkelt; denn wenn auch dieser nur wie er im Enthusiasmus für den Patriarchen der Freiheit gesprochen hatte, so war ihm doch größerer Beifall zugekommen, weil er glühender im Ausdruck des Hasses gegen die Franzosen gewesen als Napoleon Bonaparte. Zwar galt er mit seinem Bruder Joseph im demokratischen Club von Ajaccio am meisten; doch dies genügte dem Jüngling nicht, weil die Sippe der Peraldi noch stärker war und allen Demonstrationen des Clubs mit Erfolg entgegenzutreten wußte. Wie dies ändern? Wie sich emporschwingen, jetzt, wo die Fluthen der Bewegung immer höher rauschten und Denjenigen mit sich tragen mußten, der sich kühn ihnen anvertraute? Dieser ehrgeizige Gedanke war es, welcher den französischen Officier folterte, der Corse um seiner selbst willen bleiben, Franzose wegen der Revolution sein wollte.

Da hatte er heut, um diesen gährenden Leidenschaften Erleichterung zu verschaffen, ein langes Schreiben an einen der corsischen Deputirten in Paris, den Grafen Buttafuoco, gerichtet, in dem er mit excentrischem und phrasenreichen Schwunge der Revolutionäre diesen Royalist gewordenen Corsen des Verraths anklagte. Es war ein pomphaftes, geistvoll poetisches Pamphlet, welches er verfaßt hatte, und wie er so lag und hinausstarrte in's offene Meer, da malte er sich den Eindruck desselben auf den Grafen aus und noch beharrlicher und selbstgefälliger den auf die Corsen und die französischen Revolutionaire. Denn das Pamphlet wollte er drucken lassen, und es schien ihm, als werde mit dessen Erscheinen die große politische Laufbahn sich ihm eröffnen, die er ersehnte.

„Ha!" rief er aus, sprang auf und nahm das Schreiben zur Hand; „Ha, Herr Graf! das werden Sie sich jetzt nicht träumen lassen, daß ein junger Corse Ihnen die Maske vom Gesicht reißen wird. Aber es muß sein, Sie sind ein corsischer Aristokrat, der sein Vaterland in feudale Zustände zurückversetzen möchte. Es soll Ihnen nicht gelingen, und die großen Freiheitsmänner sollen einmal über die corsischen Zustände aufgeklärt werden. Sie werden meinen Namen sich merken und es mir Dank wissen, daß ich sie diesen abtrünnigen Corsen kennen lehre. Und nun dieser Schluß noch!"

Er setzte sich hin, nahm die Feder und sie flog über das Papier fort, eine Apostrophe an die angerufenen Männer der Nationalversammlung niederschreibend, die der junge Mann Wort um Wort laut dabei mitsprach:

„Aber Ihr, welche der Irrthum des Augenblicks, vielleicht der Mißbrauch der Minute verleitet, den neuen Verände-

rungen entgegen zu treten, werdet Ihr einen Verräther leiden können, welcher unter der kalten Außenseite eines verständigen Mannes die Gier eines Lakaien verbirgt? Ich kann es mir nicht denken. Ihr werdet die Ersten sein, ihn mit Schimpf und Schande fortzujagen, sobald man Euch über das Gewebe von Schurkereien wird aufgeklärt haben, das er gesponnen."

Er hielt inne.

„Noch etwas?" fragte er sich. „O nein, der Brief ist schon allzulang. Schreiben wir also einfach: Ich habe die Ehre, mein Herr, Ihr sehr unterwürfiger und sehr gehorsamer Diener zu sein.

Ajaccio, den . . . Bonaparte."

Abermals unterbrach er sich und fuhr dann mit einem eigenthümlichen Lächeln fort:

„Ajaccio?" Warum so gewöhnlich? Warum soll ich nicht schreiben können, wie die großen Generäle, die Könige? Habe ich denn nicht hier diesen Brief geschrieben. Und bin ich denn hier in Ajaccio? Also schreiben wir wahr und so imperatorisch, wie Andere: Aus meinem Cabinet von Milelli, im zweiten Jahre."

Er endigte mit diesem eigenthümlichen Satze den Brief und überlas ihn dann mit Wohlgefallen noch mehrere Male.

„Aus meinem Cabinet von Milelli," murmelte er, und sichtlich geschmeichelt durch diese sonderbare Eingebung. „Wie das klingt! Wie man darüber sich wundern, gewiß auch spotten wird! Aber laßt sie; ich habe ein Recht, ein Cabinet wie Andere zu haben, und das soll man wissen!"

In diesem Augenblick ließ sich ein Geräusch vor der

Höhle vernehmen, ein leises raschelndes, aber doch dem feinen Ohre des Jünglings auffälliges.

„Wer wagt sich hierher?“ sprach er zu sich, und der Zorn röthete sein Antlitz, daß es zu leuchten schien, und zugleich barg er hastig das Papier in eine über dem Steinsitz befindliche Felsspalte.

Eine stattliche Frauengestalt, französisch gekleidet, zeigte sich vor dem Eingange der Höhle. Sie beugte sich hernieder, als wolle sie zuerst sich von dem Hiersein des jungen Mannes überzeugen. Ihr schönes Gesicht von ausnehmend zarter Farbe trug die Züge der Angst und der Hast, und doch trug der volle große Wuchs, die Bewegung, der Blick, die Stirn, den Charakter starker Energie und Entschlossenheit

„Vittoria!“ rief Napoleon mit einem kurzen Aufschrei voller Ueberraschung bei ihrem Anblicke aus und sprang ihr dann leidenschaftlich entgegen, umschlang sie und küßte mit jugendlichem Ungestüm die schwellenden Lippen des Mädchens.

„O, Geliebter!“ entgegnete sie und legte wie erschöpft ihr Haupt mit den rabenschwarzen Locken an seine Brust. „Wie ein Reh bin ich über die Berge geklettert, denn ich ahnte, Dich hier zu finden. O, Napoleon! Seit Monden habe ich Dich nicht gesehen, denn sie halten mich wie eine Gefangene!“

„Die Barbaren!“ stieß er ingrimmig hervor, „daß ich sie züchtigen könnte!“

„Mein Bruder Marius hat kein Herz, o wie oft sage ich es ihm und klage und weine und lehne mich auf gegen ihn im Zorne, als sei ich nicht seine Schwester und ihm unterthänig . . . .“

„Unterthänig!“ unterbrach Bonaparte sie wild. „Ja, ja, er ist ja der Herr hier und Dein Gebieter!“

„Aber, Geliebter, wie der Vogel, wenn man aus Nachlässigkeit sein Gefängniß offen läßt, den Moment erspäht, um in die Freiheit zu fliehen, so that auch ich. Sie ließen mich unbewacht, und ich eilte davon durch die Gärten, durch die Weinberge hierher, wo ich hoffen durfte, Dich zu finden. Ich habe Dich wiedergesehen, nun ist's gut, nun bin ich glücklich!“

„Glücklich, Vittoria Peraldi?“ sagte er mit bitterem Lächeln. „Glücklich? Und auf wie lange denn? Mußt Du nicht in Deinen Kerker zurück?“

Sie seufzte und neigte betrübt ihr Haupt hernieder. Mit ihrer Flucht schien sie der Wirklichkeit sich entrückt zu haben; die Worte Bonaparte's versetzten sie auf die Erde zurück und entmuthigten sie.

„Du hast Recht, Napoleon,“ hauchte sie klagend, „ich bin nur eine Sclavin und trage die Kette an den Füßen.“

„Verflucht!“ rief er in wildem Zorne auffahrend. „Mich empört Dein Geschick; denn ist es nicht ein Theil des meinen und muß ich es ertragen, daß Marius Peraldi über eine Faser meines Daseins sich als Herr erweist? O, das darf nicht so bleiben!“

„Es ist ein Unglücksstern über uns und noch ungeborene Leiden schweben meiner Seele als Folge Eurer Feindschaft vor!“

„Wozu diese düstre Einbildung? Das Leid wirft viele Schatten vor sich her, die aussehen wie Leid und es nicht sind. Der Gram trübt und fälscht den Blick, und Du hast Gram, Vittoria. Aber ich, ich bin ein Mann und verachte

die Gespenster der Gefühle. Ich sehe einen Stern; aber weil ich ihn sehe, sehe ich in ihm das Glück. Hoffe, Vittoria, denn ich hoffe. Es soll am längsten Marius Hohn, Dünkel und Herrschsucht mich hundertfach jeden Tag beleidigt und verwundet haben, und auch für Dich wird der Tag der Erlösung von diesem Tyrannen kommen."

Vittoria schwieg und trat auf das kleine Plateau vor der Höhle. Sie schaute lange und sinnend über das Meer, dann legte sie ihren Arm auf die Schulter des zu ihr getretenen Jünglings und sagte mit einer Stimme einschmeichelnden und auch energischen Tones, die andere Hand nach dem Horizont ausstreckend:

„Dort liegt Frankreich. Laß uns fliehen, Geliebter, gleich!"

Napoleon schaute das erglühende Mädchen, schöner als je in diesem Moment und mit diesem leuchtenden Glanze der Augen, betroffen an.

„Fliehen?" entgegnete er, „ein häßliches Wort, und ich hasse es."

„Wir fliehen dem Glücke entgegen, Napoleon," fuhr sie beredtsam fort, „und warum denn nicht fliehen? Sieh', Geliebter, ich habe kein Glück als bei Dir, als Dein Weib zu sein; mich hat der Bruder hart behandelt und die Liebe in meinem Herzen zu ihm ausgelöscht. Nichts hält mich hier zurück, und mein Vaterland ist, wo Du bist. Warum denn nicht fliehen? Bist Du nicht französischer Officier und kannst Du nicht zu Deinem Regimente zurückkehren? O ja, Du kannst es, Du thust es!" bat sie leidenschaftlich. „Ich gehe dann mit Dir, und von meinem Vermögen wird mir mein Oheim Nichts vorenthalten, wenn ich als Dein

Weib es verlange. Können wir dann in Frankreich nicht glücklich leben, still und fern all' den Feindschaften und Unruhen, die uns hier Tag um Tag das Leben vergällen?"

Der Jüngling hatte sich aus Vittoria's Arm entwunden und ging in lebhafter Aufregung auf und ab an dem Rande des Vorplatzes. Der Plan des geliebten und durch ihren häuslichen und Herzenskummer zu dieser Entschlossenheit gekommenen Mädchens beschäftigte sein ganzes Denken. Mit der Geliebten fliehen — welche Jugendliebe hat in ihrer Drangsal nicht Begeisterung für diese Romantik des Heroischen, des Kampfes mit dem Ungewissen, mit dem Geheimnißvollen um der Liebe willen? Fragt der Enthusiasmus eines jungen, von der Hochfluth der Gefühle durchrauschten Herzens nach den Hindernissen in der Wirklichkeit? Er versetzt Berge und schlägt Brücken über die Meere; er zaubert sich, was er wünscht, und die Wüste wird ihm ein duftender Rosengarten.

Gespannt folgte Vittoria dem Mienenspiele des jungen Bonaparte. Bald stampfte derselbe stillstehend mit dem Fuße heftig auf; bald bewies er die Lebhaftigkeit seines Empfindens durch die Hast der Schritte. So ging er oder stand er und sprach dabei grollend vor sich hinblickend:

„Es geht nicht, Mädchen, es geht nicht. Corsica verlassen — jetzt? O nein, das hieße thöricht handeln und dem Feinde das Feld räumen, nachdem man ihm einen Schatz geraubt. Was würde Marius sagen, was meine Familie, was meine Freunde? Ich machte dem Einen seine Furcht, dem Zweiten seine Zuversicht, den Anderen ihre Hoffnungen zu Schanden. Du siehst, wie es hier auf der

Insel gährt und wie es in Ajaccio vor Allem erbitterten Kämpfen entgegentreibt. Kann ich nicht sagen, es ist Deines Bruders Partei und die meine, welche sich gegenüberstehen? Die der Aristokraten, welche stark sind, und die der Demokraten, welche stark sein werden? Ich bin es der Sache, ich bin es meinem Vaterlande schuldig, hier zu bleiben."

„So ist denn der Ehrgeiz mächtiger, als die Liebe," sprach sie in einem Tone des Vorwurfs und der Enttäuschung.

„Ja, Vittoria," antwortete Napoleon Bonaparte schnell und bestimmt. „Der Ehrgeiz ist auch eine Liebe, die mächtigste, die fruchtbarste, die Schöpfungen hervorbringende. Der Ehrgeiz, für das Vaterland und für die Freiheit zu streiten, mit Waffen und Worten, steht über der Liebe des Herzens. Denn er schafft für Alle, für ganze Völker; sie aber beglückt und berührt nur ein einziges Wesen. Ist es nicht wahr?" setzte er tröstend mit fast bittender Stimme hinzu, indem er seine Augen in die niedergeschlagenen umdüsterten der Jungfrau zu senken suchte.

Sie nickte darauf bejahend mit dem Kopfe, mit jenem Ergeben, mit welchem man vergeblichen Widerspruch einstellt.

„Sei nicht thöricht, Kind," fuhr er fort, „und hänge den Gedanken nicht weiter nach, in die Du Dich in Deiner Einsamkeit verliebt hast. Ich weiß es wohl, Du thatest es, weil Du Dir bewußt warst, für Deine Liebe Alles opfern zu können und gewiß, Du edles Mädchen, ich danke Dir dafür und würdige den großen Schatz, den ich in Dir besitze. Doch wozu jetzt in Unbesonnenheit ein Opfer bringen, das wir beide nachher bereuen könnten —? Soll ich als ein armer Garnisonlieutenant mit Familie in

irgend einer kleinen Stadt Frankreichs den Strom meines Lebens wie in Dünensand versiechen lassen, ich, der ich ihm ein Bett graben will, um stolz nach dem Meere seine Wogen zu treiben? Nein, nein — ein solches Opfer verlangst Du nicht, und ich lehne das Deinige ab, Vaterland und Landessitten hinzugeben, um mit mir allein auf fremdem Boden Hütten zu bauen, deren romantischer Reiz nur zu bald sich verlieren würde."

„Du hast Recht," entgegnete Vittoria jetzt ruhiger; „es war eine eitle Schwärmerei von mir. Ich werde in mein Gefängniß zurückkehren, Napoleon."

Wieder stampfte er bei diesen Worten zornig mit den Füßen auf den Boden, indeß sie seufzend fortfuhr:

„Hätte ich es nur nicht verlassen, um mit den stolz entfalteten Schwingen der Einbildung hierher zu eilen und mit gebrochenem Herzen zurückzukehren! Nun sind alle Wunden wieder aufgerissen und brennen, und der Balsam, den ich darauf goß, erweist sich als ätzendes Gift."

„Mädchen, Mädchen! Mache mich nicht rasend! Du stößt zweischneidige Dolche mitleidslos in meine Brust. Warum diese Vorwürfe, diese bittere Sprache? Ungerecht fügst Du noch mehr Leid zu dem, welches mir Dein Geschick und meine Ohnmacht es zu ändern macht. Aber, Vittoria, ich schwöre Dir, bald soll es anders werden! Harre noch eine kurze Zeit aus, und dann soll Dir die Krone des Glückes sicher sein. Ich werde handeln, ich werde mit all meiner Kraft arbeiten, Deine Fesseln zu zerbrechen und meine Gegner niederzuwerfen. Ich bitte, gedulde Dich und vertraue mir, und lähme nicht meinen Geist und meine Thatkraft. Pascal Paoli, der jetzt noch außerhalb

der Stürme steht, die sich erhoben haben, wird bald ergebener Männer bedürfen, um die Partei der Aristokraten niederzuhalten. Ich werde ihm und der Revolution eine Partei schaffen, Vittoria, und wenn ich will, so werfe ich alle Hindernisse zu Boden. Meinem Bruder will ich Athem von mir einhauchen, um ihn energievoller zu machen; meine Gedanken will ich verdoppeln, meine Hände verzehnfachen, meine Lippen wund reden — — ja, ja, Vittoria, ich werde Deines Bruders Marius Macht brechen, und damit Deine Sclaverei; ich werde an Macht steigen und damit wird Dein Glück steigen!" —

In glühender Beredtsamkeit hatte Bonaparte diese Worte gesprochen und sie hatten auf Vittoria ihren Eindruck nicht verfehlt. Sie lächelte wieder, wie die Sonne, wenn sie nach dem Gewitter durch das Gewölk hervorbricht und die Tropfen an Baum und Strauch bescheint.

„So soll es denn sein, wie Du es verlangst, Geliebter," sagte sie. „Ich vertraue Dir, ich hoffe, und mit Geduld werde ich meine Erlösung erwarten."

„Nicht mehr so lange, als Du schon harren mußtest.'

„Ich gehe, Napoleon, und bei Gott, ich gehe stark zurück in mein Leid. Ich werde Kraft haben, es weiter zu tragen."

Sie umarmten sich mit stürmischer Inbrunst und lange, lange standen sie hier hoch oben am Felsstrande des murmelnden Meeres in einander verschlungen. Dann stiegen sie den Fußpfad hinauf nach dem Landhäuschen und drückten noch einmal den Kuß der Trennung auf ihre Lippen.

„Leb' wohl, leb' wohl!" rief sie, indem sie sich loswand aus seinen Armen. „Glück Dir, Napoleon!"

Sie winkte noch einmal; dann eilte sie durch die Wein=

gelände nach der Stadt, und bald verschwand ihre Gestalt hinter den Hügeln.

Napoleon sah ihr nach, bis er ihren letzten Gruß von der Höhe herab erhalten hatte; dann eilte er in die Höhle zurück, nahm das Manuscript aus der Felsspalte und verließ sein geliebtes Milelli auf einem anderen Wege.

V.

Ein Staatsstreich.

Auf einem der kleinen viereckigen Plätze von Ajaccio befindet sich noch jetzt ein gelbgrau übertünchtes alterndes Haus mit plattem Dache und einem Balkonaufsatz darüber, mit sechs Fenstern Front in drei Theilen, mit verbraucht aussehenden Thüren. Ein alter Ulmenbaum steht davor und wirft seinen kühlen Schatten auf das nach den Verhältnissen des Landes ansehnliche Haus. Man kann wohl vermuthen, daß es der Sitz einer der Patrizierfamilien der Stadt war. Nach den bescheidenen Ansprüchen des vorigen Jahrhunderts, wie sie in den Städten des corsischen Landes gestellt wurden, gab es keinen solchen Luxus an und in dem Hause, wie in den Hauptstädten des europäischen Continents. Die Thüren sind klein, die Fenster mit Holzläden versehen, der Fußboden in den Zimmern ist mit kleinen sechskantigen rothen Fliesen ausgelegt, die Tapeten an den Wänden, längst verblaßt, sind bescheidenster Art.

Dieser Platz heißt jetzt Lätitiaplatz und dieses Haus ist die Casa Bonaparte, Geburts- und Wohnhaus des jungen Napoleon und seiner Geschwister.

Wenige Monate, nachdem Napoleon Bonaparte die Unterredung mit Vittoria Peraldi in der Grotte zu Milelli gehabt, war in diesem Hause ein Treiben ganz eigener und auffälliger Art. Man hätte glauben können, die Inwohner wären jeden Augenblick des Ueberfalls von Bluträchern gewärtig, mit denen sie in der Vendetta lebten. Denn alle Thüren und Fenster des Hauses waren, wie dies dann zu geschehen pflegt, sorgfältig verrammelt, als solle kein Einbruch der Feinde ohne Widerstand erfolgen, oder als besorge man, daß durch eine Oeffnung eine tückische Kugel ihr Opfer suche. Wie eine Festung erschien die sonst so friedliche Casa und Alles darin zeigte einen kriegerischen Charakter. In dem unteren Geschosse, in den zwei geräumigen Zimmern, wimmelte es von Menschen, die bis an die Zähne bewaffnet waren. Trotzige Corsengestalten bewegten sich hier, als ständen sie hinter dem Thore auf Wache gegen einen erwarteten Feind. Matratzen befanden sich hier aufgeschichtet, zum Beweise, daß diese bewaffneten Männer auch Nachts hier ihr Lager hatten.

In dem oberen Geschosse war die Scene nicht minder aufgeregt und pittoresk. In dem Hauptgemache mit dem jetzt verrammelten Balkon, befand sich eine lange Tafel, von welcher man sich eben erhoben haben mochte. Noch gab es Schüsseln und Speisereste darauf und die Stühle standen in Unordnung umher. Auch hier gerüstete Männer in corsischen Jacken, im Gurte Pistolen, die rothe phrygische Mütze auf dem Kopfe, in dem Gesichte lebhaftes Mienenspiel, funkelnde Augen. In den Ecken ruhten die langen Büchsen, die man aus der Hand gestellt hatte.

Die Thür nach dem Nebenzimmer stand offen, und hier

schien großer Kriegsrath gehalten zu werden. Da saß in einem großen Lederstuhle ein betagter Mann von würdigem ernstem Aussehen in einer priesterähnlichen Tracht. Es war der Archidiaconus Lucian Bonaparte, der Großonkel des Officiers Napoleon, der Senior der Familie. Auf einem andern Sessel solcher Art erblickte man ein noch schönes Weib von etwa fünfunddreißig Jahren mit lebhaften geistvollen Augen, die jetzt fragend und mit dem Ausdrucke der Sorge bald auf dieser, bald auf jener der redenden Personen haften blieben. Ihr rechter Arm umschlang leicht einen Knaben von sieben Jahren, der mehr neugierig als verständnißvoll dem Treiben um sich her zuschaute. Auf der andern Seite des Stuhles und auf dessen Lehne gestützt standen drei Mädchen, von denen das älteste bereits zur üppigen Jungfrau herangereift war. Es war die Frau des Hauses, Lätitia Bonaparte, einst das schönste Weib Ajaccio's, mit ihrem jüngsten Sohne Jerome und ihren drei Töchtern Maria Anna, Carlotta und Annunciata. Ihre beiden andern Söhne Louis und Lucian horchten nicht minder neugierig, aber jedenfalls schon vertrauter mit dem Zwecke, um den es sich handelte, den Ermahnungen und Unterweisungen eines kleinen, glatt und behäbig aussehenden Abbate zu, des Signor Conti, eines Freundes der Familie. In der Mitte des Gemachs unterhielt ein anderer Mann in Priesterkleidung den lebhaftesten Theil des heftigen Disputs mit den beiden ältesten Bonaparten, Joseph und Napoleon. Es war der Abbé Fesch, der Stiefbruder Lätitia's, der Onkel der beiden aufgeregten jungen Männer, die ihrerseits mit großem Zorn zu einander sprachen.

„Immer ist es Deine Schwäche,“ warf Napoleon seinem

Bruder vor, „die sich geltend machen will, wenn endlich einmal der Schlag fallen soll. Man jagt uns schließlich noch mit Schimpf und Schande aus der Stadt heraus, wenn wir dieser Aristokratensippe nicht mit Gewalt zu Leibe gehen!“

„Du überlegst nicht, was auf dem Spiele steht,“ versetzte Joseph gereizt. „Mit Deinem Kriegspielen brichst Du uns Allen die Hälse!“

„O Du Thor!“ rief Napoleon mit funkelnden Augen, die unheimlich aus dem blassen Gesichte leuchteten. „Zum Soldaten hast Du so viel Blut, wie ein Fisch zum Adler. Wärst Du doch Pfaffe geworden, wie ich immer gerathen. Für den Krieg mit Mädchen bist Du gut, Du leichtfertiger Stutzer; dabei steht Dir eine Officieruniform vortrefflich. Aber den Degen brauchst Du nicht, dafür nimm einen Spazierstock!“

„Ja wohl,“ schrie Joseph drohend in blindem Zorn; „ich wüßte wohl, was ich damit zu thun hätte!“

„Still!“ mischte sich Abbé Fesch dazwischen, um die Gefahr eines unheilvollen Kampfes zwischen den Brüdern zu beseitigen. „Mit diesem Hader erreichen wir Nichts. Napoleon hat Recht; es muß Etwas geschehen, und je kühner, desto mehr ist Erfolg zu hoffen. Hat Eure Mutter nicht schon ihr halbes Vermögen hingeopfert, um den Peraldi's und Pozzo di Borgo's gewachsen zu sein? Das darf nicht nutzlos verschwendet sein!“

„Ach,“ klagte der alte Lucian, „ich habe das bischen Vermögen gewissenhaft zusammengehalten und ich machte mir um der Kinder willen schwere Vorwürfe darüber, wenn nun doch alle Opfer vergebens wären —“

„Sorgt nicht, Großonkel," rief Napoleon, der in hastigen Schritten auf und ab lief. „Der Joseph kann bei seinen Schwestern bleiben — ja, wahrlich, die haben mehr Feuer im Blut, wie er."

„Ja, Bruder," entgegnete darauf Marie Anna, deren Antlitz die Kühnheit ihrer Gedanken abspiegelte, „ich helfe Dir; gieb mir nur Waffen, ich werde sie schon zu führen wissen."

„Still doch, Mädchen!" sagte die Mutter ängstlich. „Gieß nicht noch Oel in's Feuer. O, mein Gott," setzte sie zu dem alten Lucian gewandt hinzu, „wie verschieden sind die Beiden doch!"

„Aber warum thut denn Joseph nicht, was Napoleon will?" fragte Louis den Abbate Conti.

„Er wird es schon thun, Knabe," antwortete dieser. „Joseph ist nur eigensinnig."

Napoleon hatte unterdeß fortgesetzt mit großen Schritten das Gemach durchschritten und seine Aufwallung schien sich etwas gelegt zu haben. Sich an seine Mutter und den Archidiaconus wendend, sagte er nun:

„Siegt Peraldi jetzt wieder, dann, glaubt mir, können wir nicht mehr in Ajaccio bleiben. Denkt doch nur an die Erlebnisse der letzten Monate! Ich war ja, weil ich den Club anfeuerte, weil ich in den Ortschaften dafür warb und den Aristokraten und eidverweigernden Priestern gefährlich schien, meines Lebens kaum sicher."

„Ja, mein Sohn," warf Lätitia ein; „wie Räuber haben sie Dich verfolgt!"

„Wie Banditen ihm aufgelauert!" bekräftigte der Archidiaconus unwillig.

„Und diese reactionäre Partei soll nicht mit gleichen Waffen behandelt werden?“ fragte Napoleon in neuer Leidenschaftlichkeit. „Ich werde nicht zögern, sie anzugreifen, wahrlich nicht! Das ist Selbstvertheidigung. Wird Marius Peraldi wieder Chef der Nationalgarde, dann gebietet er hier mit seiner Sippe, mit dem verschlagenenen Pozzo di Borgo, mit Cuneo, Ornano, Ugo Peretti, als Tyrann, und wir werden proscribirt.“

„Wir haben uns schon zu viel von diesem aufgeblähten Menschen gefallen lassen müssen,“ ergänzte Abbé Fesch.

„Das räume ich ja ein,“ mischte sich nun Joseph wieder dazwischen; „ich hasse die Sippe wie Napoleon; aber ich fürchte, der beabsichtigte Gewaltstreich gegen den Wahlcommissar wird uns nur Schaden bringen.“

„Nein! nein!“ rief Napoleon und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. „Ich sage Dir, nein! Habe ich so wenig Nächte jetzt geschlafen, so viel in Unruhe gelebt und mein Gehirn gemartert, meine Seele gequält, um eine Dummheit auszugrübeln? Warum soll der Wahlcommissar im Hause Peraldi wohnen? Wir bitten ihn unsere Gastfreundschaft anzunehmen — verstehst Du nun?“

„Ich verstehe wohl,“ sagte Joseph; „man ladet ihn mit dem Flintenlauf ein.“

„Mit der nöthigen Energie, ja; kommt es zum Kampfe darüber, nun, früher oder später muß die Entscheidung doch mit den Büchsen herbeigeführt werden.“

„Daran ist kein Zweifel mehr,“ bemerkte der Archidiaconus. „Leider ist es in unserer friedlichen Stadt jetzt, als herrsche Bürgerkrieg.“

„In Paris ist's nicht so toll,“ bestätigte Abbé Conti.

„Und wer trägt die Schuld daran?" hob Napoleon wieder an. „Ich will einmal unerörtert lassen, ob die Familie Bonaparte sich von den Peraldi's, die nichts sind als reiche Leute, in der Weise demüthigen lassen soll, wie schon geschehen ist — aber hat Marius nicht Spott und Schimpf schon genug auf mich gehäuft, um endlich eine Abrechnung sich gefallen zu lassen? Ich bot die Hand zur Versöhnung des alten Zwistes, und Vittoria, seine edle Schwester, ist in unserem Hause mit Ehren als meine Geliebte aufgenommen worden. Er straft sie dafür, indem er sie gefangen hält; er beschimpft mich und uns, indem er seine Schwester zwingen will, ihre Liebe zu unterdrücken."

„Die arme Vittoria!" klagte die jüngste der Schwestern leise zu den andern.

„Und sie ist so schön und gut!" setzte Jerome hinzu.

„Doch damit nicht genug," fuhr Napoleon fort. „Jetzt, als ich mich als sein Nebenbuhler bei der Bewerbung um die Commandeurstelle des neuen Bataillons Nationalgarden erwies, hat er nicht mit seiner Sippe mich öffentlich gehöhnt, über meinen Wuchs gespottet, mich lächerlich zu machen versucht, ja, mich beschimpft, indem er aussprengte, ich sei ein weggejagter Officier und selbst der edle Paoli wolle sich nicht für mich verwenden? Himmel und Hölle! Das muß sich ein Soldat von solchem Geck, ein Bonaparte von einem Peraldi gefallen lassen? Dieser Feigling! diese Memme! Wie ich ihn zum Duell gefordert, hat er sich ja hinlänglich als solche erwiesen. Ich wartete auf ihn kampfbereit von Morgens bis Abends an der Griechencapelle; aber der Held von Ajaccio erschien nicht, und seine Sippe lachte mich nachher aus, daß ich hatte glauben können, sie

würde es geduldet haben, daß ich Peraldi auf den Kirchhof bringe.“

In wilder Unruhe ging der junge Mann wieder auf und ab. Er sah entstellt aus durch den heftigen Kampf, der in seinem Innern tobte, durch den Haß, der seine Seele erfüllte.

„Napoleon hat Recht,“ erklärte nun der Abbé Fesch, „und es muß jetzt gehandelt werden. Der Wahlcommissar darf nicht im Hause Peraldi wohnen bleiben, indeß die beiden Bataillone ihre Commandeure wählen. Da ist keine Unparteilichkeit denkbar; der Commissair wird bestochen, eingeschüchtert.“

„Man hat es ja bei der Deputirtenwahl gesehen,“ fügte der alte Lucian hinzu. „Auf ähnliche Art ist auch Pozzo di Borgo zur gesetzgebenden Versammlung in Paris gewählt worden.“

„Alles Sippe, Alles Clique!“ meinte Abbé Conti in seiner zierlichen Sprachweise. „Sie läßt keinen Andern mehr aufkommen in Ajaccio.“

„Und, mein Sohn, Du meinst, der Wahlcommissar solle bei uns wohnen?“ fragte Lätitia.

„Ja, Mutter,“ entgegnete Napoleon in dem bestimmten Ton eines gebietenden Herrn. „Er wird hier einquartiert; Bagaglino wird dies besorgen.“

Bagaglino stand in der Thür und hatte still zugehört. Er war ein kräftiger, untersetzter Corse, ein ergebener Anhänger der napoleonischen Demokratenpartei in Ajaccio.

„Befiehl nur, Bonaparte,“ sagte er lakonisch; „wir sind fertig.“

„Der Commissar wird hierher gebracht!“ wiederholte Napoleon und ging dabei mit verschränkten Armen nachdenklich auf und ab. „Er muß hier wohnen und soll er mit Gewalt festgehalten werden. Wehren sich Peraldi's Leute, so müssen sie überwunden werden. Aber ihre Ueberraschung wird sie wehrlos machen, wenn Bagaglino klug und kraftvoll den Ueberfall macht. Indeß bleiben wir zurück und stellen uns auf die Posten, falls Peraldi unser Haus nachher angreifen sollte; oder wir eilen ihm zu Hilfe, wenn er uns rufen läßt. Dafür mußt Du sorgen, Bagaglino.“

„Es wird geschehen, Bonaparte; verlaß Dich auf mich,“ versetzte der Corse.

„Du, Mutter,“ ordnete der junge Feldherr weiter an, „gehst mit den Mädchen und Jerome zu Onkel Lucian, um keine Gefahr zu laufen. Louis und Lucian bleiben hier; sie können schon gut die Büchsen laden.“

„Ich auch, ich auch,“ rief Jerome, der sichtlich keine Lust hatte wegzugehen.

„Und mich kannst Du auch gebrauchen, Bruder,“ setzte Marie Anna hinzu.

„Laß uns nur hier, Napoleon,“ sprach Lätitia mit Würde; „droht uns Gefahr, so ist es besser, zusammen ihr zu trotzen. Wir werden stark sein, mein Sohn.“

„Auch ich bleibe hier,“ bemerkte nun der Archidiacon. „Noch habe ich Kraft, die Büchse zu halten. Und dann, es bedarf auch Leute für's Haus, Neffe, bedenke das wohl.“

„So bleibt,“ entgegnete dieser; „ich fürchte überdies nicht das Schlimmste. Ich kenne meine Feinde.“

„Aber,“ fragte Lätitia darauf, „was ist gewonnen, wenn der Wahlcommissar in unserer Gewalt ist?“

„Er wird von der Peraldi'schen Sippe nicht bestochen werden können. Und dann," fuhr Napoleon mit einem spöttischen Lächeln um die Lippen fort, „Thatsachen bestimmen das Urtheil der Schwachen. Haben wir den Wahlcommissar, so erscheine ich der Masse bereits als Herr der Situation, und die Masse nimmt immer gern Partei für den, der seiner Sache sicher zu sein scheint."

„Du oder Quenza, so ist die Parole!" rief Abbé Fesch.

„Quenza ist Einer von den Unsrigen; kommt er in erster Stelle durch, so ist mir die zweite sicher. Ich stimme ebenfalls zuerst für Quenza, der viel Anhang auf dem Lande hat. Und so denke ich, wird Peraldi gründlich Fiasco machen."

„Und, verzeih'," warf jetzt Joseph behutsam ein, als wollte er durch den Ton seiner Frage nur die Vorsicht derselben hervorheben; „wenn nun doch nicht? Wenn Peraldi gleichwohl zum Commandanten gewählt wird?"

„Das wird unmöglich sein!" stieß Napoleon scharf hervor. „Und wenn doch — nun, der General findet seine besten Gedanken im Momente der Gefahr und nach der Lage der Dinge. Ich berechne meinen Erfolg, nicht meine Niederlage."

„Noch Eins, Freund," sagte nun Bagaglino. „Wie ist's mit Vittoria? Soll ich sie mitbringen?"

Napoleon dachte einige Minuten nach, ehe er antwortete.

„Nein!" sagte er dann. „Anfänglich, Du weißt ja, lag dies mit in meinem Plane. Aber meine Herzensangelegenheit darf nicht mit der politischen vermischt werden, damit eine nicht die andere beeinträchtigt. Bei politischen Maßregeln dürfen keine persönlichen Motive durchblicken. Was

nützte es auch, Vittoria zu entführen, jetzt, wo alle meine Gedanken, meine Zeit, meine Sorge auf den Erfolg bei der Wahl gerichtet sind, wo es sich um eine Lebensfrage für mich, für unsere Familie handelt? Nein, Vittoria muß sich noch in Geduld fassen; ich kann ihr jetzt nicht helfen. Aber bald wird es geschehen können, dann soll sie Nachricht haben. Ich werde," schloß er mit großer Bestimmtheit, „Marius zwingen, mir seine Schwester zur Frau zu geben; ich werde ihm den Friedensvertrag nächstens diktiren. An's Werk denn, Freunde!" rief er in das anstoßende Gemach und trat in die Thür; „es wird Abend und wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!"

Die Männer griffen zu ihren Büchsen und stiegen die Treppe hinunter in das untere Geschoß. Napoleon und Bagaglino folgten ihnen und trafen die Anordnungen zur Ausführung des beschlossenen Staatsstreiches, indeß oben die Familie Bonaparte in erklärlicher Aufregung ihre Sorgen und Hoffnungen sich mittheilte, erwartungsvoll dem Ausgange des Unternehmens, den weiteren Anordnungen ihres ehrgeizigen Sprößlings entgegensehend. Und keiner ist darunter, der eine Ahnung davon hat, daß diese Familie, welche jetzt gegen eine feindliche Sippe ihr Haus förmlich zu vertheidigen sich anschickt, nach zwanzig Jahren als die mächtigste der Welt dastehen, daß Lätitia die Mutter einer kaiserlichen Dynastie sein wird; daß ihre Kinder die schönsten Kronen Europa's tragen werden, welche ihnen Napoleon als Cäsar der alten Welt und als Gebieter Frankreichs auf's Haupt gedrückt. Ein wunderbares Märchen beginnt: noch fünf Jahre und das Weltall wird schon voll des Ruhmes von Napoleon Bonaparte sein, der jetzt mit

Verzweiflung den Kabalen seiner Gegner in der Vaterstadt Stand zu halten sucht und sein Leben auf's Spiel setzt, um Commandant eines Bataillons corsischer Nationalgarde zu werden.

Es war dunkel, als er seine Bewaffneten vorsichtig aus der Hausthür treten ließ, um diese sogleich wieder zu verschließen. Bagaglino, bis an die Zähne bewaffnet, führte den Trupp der wild und trotzig aussehenden Corsen, zum Theil Hirten, welche sonst die Heerden der Bonaparte hüteten.

Ajaccio lag in tiefer Ruhe und kaum, daß hier und da an einer Straßenecke das röthliche Licht einer elenden Laterne die Dunkelheit durchbrach. Einzelne Personen, die dem Trupp begegneten, sahen ihm verwundert nach. Sie wußten nicht und ahnten nicht, was diese bewaffneten, lautlos dahin schreitenden Männer im Schilde führten.

Vor dem Hause Peraldi's ließ Bagaglino die Schaar halten und zwei davon postirten sich als Wachen an die Thür.

„Sie werden vergnügten Sinnes sein da oben," raunte Bagaglino den Umstehenden zu, indem er auf die erleuchteten Fenster im ersten Geschoß wies; „nun, wir wollen uns zu Gaste laden. Paßt auf! So wie die Thür geöffnet werden sollte, dringen wir hinein, und die letzten bleiben als Posten in dem Flur."

Er klopfte mit dem Schlägel laut und in abgemessenen Pausen an das Hausthor. Alles war still, Nichts regte sich vor dem Hause. Nach einer Weile fragte eine Stimme im Innern, wer Einlaß begehre.

„Ein Mann aus Alata," antwortete Bagaglino un-

befangen, „der von Matias Pozzo eine Botschaft an den Signor Commissar bringen soll.“

Die Thür öffnete sich darauf ohne Zögern, da in Peraldi's Hause offenbar keine Vorsichtsmaßregeln für nöthig erachtet waren. Aber kaum bewegte sich die Thür, als sie Bagaglino mit Gewalt weiter aufstieß und mit seiner nervigen Faust sogleich den erschrockenen, einen durchdringenden Schrei von sich gebenden Diener beim Halse packte.

„Bewacht ihn, bindet ihn, wenn er sich wehrt!“ befahl Bagaglino hastig. „Nun mir nach!“

Er stürmte mit den Bewaffneten die Treppe hinauf, auf deren oberen Theilen ihm fluchende Männer und angstvoll rufende Frauen entgegen eilten, welche durch den Hilferuf des Dieners erschreckt aus dem Eßgemach gestürzt waren. Die Bande nahm sie ohne Widerstand gefangen und drang weiter.

Die Thür nach dem Eßzimmer war offen geblieben; an der Tafel befand sich noch Marius Peraldi, der bleich vor Schrecken sich erhoben hatte; dann der betroffene Wahlcommissar, welcher nicht wußte, was dieser Ueberfall bedeuten sollte; ein paar Freunde Peraldi's, und unter den zurückgebliebenen Frauen auch Vittoria. Ein Zetergeschrei erfüllte das Haus, und beim Anblick der eindringenden Bewaffneten griffen die Männer wutherfüllt nach ihren Büchsen und machten Miene, sich zu vertheidigen.

„Salute!“ rief nun Bagaglino's Stimme in das Gemach. „Rührt sich Einer von der Stelle, so wird er wie ein Hund niedergeschossen!“

Es knackten die Büchsenhähne dabei und dreißig Flintenläufe hoben sich drohend empor. An einen erfolgreichen

Widerstand war nicht zu denken, und muthlos setzten die Freunde Peraldi's die Gewehre ab.

„Wer seid Ihr?“ schrie Marius vor Zorn die Hände krampfhaft zusammengeballt. „Elende Banditen, was bringt Ihr Nachts in mein Haus?“

„Ruhig, Marius Peraldi!“ entgegnete Bagaglino gelassen. „Höre nur, wir bringen eine Botschaft von der Casa Bonaparte.“

Und indem er sich dann mit einer drohenden wilden Miene zu dem zitternden Commissar wandte, fragte er mit Donnerstimme:

„Seid Ihr der Wahlcommissar, der sich hier einquartiert hat?“

Der Angedonnerte machte Zeichen der Bejahung.

„Gut denn,“ fuhr der Anführer der Bande fort. „Madame Lätitia will Euch sprechen, aber sogleich.“

Der Commissar dachte nicht daran, sich zu weigern. Marius Peraldi dagegen wollte von Neuem das Wort ergreifen.

„Ruhig!“ befahl ihm Bagaglino indessen und mit einer so furchtbaren Gewalt in der Stimme und mit so drohender Bewegung begleitet, daß Marius keine Silbe mehr zu sagen, keine Geste mehr zu machen wagte.

Inmitten von Bewaffneten wurde der unglückliche Commissar davongeführt. Bagaglino selbst trat noch zu der nicht minder erschrockenen Schwester Peraldi's und sagte mit aller ihm möglichen Banditenhöflichkeit:

„Euch, edle Vittoria, soll ich einen Gruß von Napoleon Bonaparte bestellen. Ihr möget Euch noch in Geduld fassen, bald wird er kommen, um Euch zu freien.“

Bagaglino schleuderte noch einen wilden Blick auf Marius, dann verließ er mit dem Rest der Bewaffneten das Gemach und das Haus, um den Gast der Peraldi in die Casa Bonaparte einzuquartieren.

Im Hause Peraldi aber sammelten sich die Versprengten wieder und mit Ausnahme von Vittoria schnaubten Alle Wuth über die unerhörte That. Die Verwünschungen, Drohungen und Flüche gegen Napoleon Bonaparte nahmen kein Ende und man berieth, wie man diese Niederlage rächen könne.

Marius ließ seinen Grimm vor Allem die gequälte Vittoria entgelten, die schweigend das Leid, das ihr beschieden, hinnahm.

„Du sollst es büßen!“ rief Marius ihr wild zu; „ich werde dieser Buhlerei mit dem Elenden ein Ende machen. Eher soll man mich in Stücke zerreißen, als daß ich zulasse, Du würdest jemals eine Bonaparte! O, pfui über Dich! Doch dem ist abzuhelfen, Vittoria,“ fügte er drohend hinzu; „man wird Dir einen Mann geben!“

Sie blickte mit tiefer Verachtung auf den Wüthenden; aber sie schwieg und verließ das Gemach.

VI.

Der Bataillonscommandeur.

Im Hause Bonaparte war großer Jubel, als Bagaglino mit dem Wahlcommissar ankam. Lätitia empfing ihn mit besonderer Auszeichnung und der bestrickenden Freundlichkeit, welche ihr zu Gebote stand, wenn sie die Neigung der

Männer gewinnen wollte. Der Commissar selbst, ein noch rüstiger und sehr lebenslustiger Marseiller, hatte sich schon auf dem eigenthümlichen Transport durch die Mittheilungen Bagaglino's beruhigen lassen. Die Furcht vor einem Attentat auf seine Person schwand, und da er ein fanatischer Revolutionsmann war, bedauerte er es nicht allzusehr, dem Hause Peraldi entführt worden zu sein, wo er Veranlassung genug gehabt hatte, über die politischen Ansichten des Hausherrn und seiner Freunde verdrossen zu werden. Seine Sympathien für Napoleon Bonaparte, den demokratischen Agitator von Ajaccio, erhöhten sich womöglich noch durch den kühnen Handstreich, dessen Opfer er selbst gewesen, und die Aufnahme in der Casa des Nebenbuhlers von Peraldi stimmte ihn vollends zufrieden. Der alte Onkel Lucian entschuldigte die Gewaltthat durch die Nothwendigkeit, der Abbé Fesch belehrte ihn über die Feindschaft der beiden Familien, Napoleon zeigte sich als der entschlossene Vertreter der demokratischen Partei, der im Interesse der Sache der aristokratischen Sippe Peraldi's die Niederlage bereiten wollte. Dies stimmte ganz mit den Ansichten des Commissars zusammen.

Die einzige Besorgniß, die er noch hegte, war auf die Wahrscheinlichkeit eines Angriffs der Peraldi'schen Partei gegründet, auf den man sich denn auch in der Casa Bonaparte gewaltig rüstete. Aber die Nacht verging ruhig und ebenso der folgende Tag. Es war klar, daß die Peraldi's nichts Feindseliges und Gewaltthätiges gegen die Bonaparte wagten, deren Anhang im Volke sich gerade jetzt als bedeutend erwies und die vor Allem ihre Sippe sorgsam für den Kriegszustand organisirt hatten. Ihre Kräfte concen-

trirten die Peraldi auf den Tag der Wahl, bei der sie durch ihre Agitationen Sieger zu bleiben hofften.

Der Wahltag kam. In der Kirche San Francisco sollte der öffentliche Akt vor sich gehen. Beide Parteien waren in geschlossenen Massen auf den Platz gerückt und nach der Weise altgriechischer Krieger reizten sie sich und höhnten, ehe der Kampf mit den Wahlzetteln begann. Napoleon's Sippe war überwiegend das Landvolk, die Hirten, die Bergcorsen des Pieve von Ajaccio, und der Theil der städtischen Jugend, welcher seinem demokratischen Club angehörte; die Peraldi verfügten über die meisten der städtischen Wähler und einige Patrizier der benachbarten Dorfschaften. Die aufgeregte Menge erfüllte die Kirche mit Lärmen, und von beiden Seiten traten noch Redner auf, die Schwankenden zu sich hinüber zu ziehen, die Gegenpartei anzuklagen, zu verdächtigen. Keiner hatte Napoleon so leidenschaftlich und rücksichtslos seine Sünden vorgeworfen, wie Geronimo Pozzo di Borgo, dessen Familie, in acht Köpfen anwesend, noch schlimmere Erbfeindschaft gegen die Bonaparte hegte, als die Peraldi. Marius feuerte den jungen herausfordernden Redner immer wieder zu neuen Angriffen an, wenn das Wuthgebrüll der Gegner ihn belehrte, daß der gegebene Hieb verwundet habe. Es reifte die Aufregung einem Sturme entgegen.

„Geronimo!" schrie Marius, als die empörten Demokraten endlich mit einem wilden „Nieder mit ihm!" auf den Redner eindrangen, „halte Dich, schlage mit der Peitsche Deiner Worte wie unter eine Koppel Hunde — laß sie heulen, sie verkriechen sich schon wieder!"

Pozzo di Borgo übertönte mit seiner Bärenstimme den

furchtbaren Lärm. Er fuhr fort, Schimpf um Schimpf auf den jungen Napoleon zu werfen und ein scandalöses Bild seines bisherigen Lebens zu entwerfen.

Napoleon bebte vor Wuth.

„Der Schuft!“ rief er. „Könnte ich ihn zerreißen!“

„Herunter! Nieder mit dem Aristokraten! Nieder mit den Pozzo di Borgo's!“ Mit diesem Geschrei suchte die Menge nach dem Rednerstuhl vorzudringen. Es kam zum Handgemenge zwischen beiden Parteien, und der Wahlcommissar, der geschützt im Hintergrunde saß, hörte mit seinem gänzlich fruchtlosen verhallenden Klingeln auf, um neugierig zuzuschauen, welches Ende diese wilde Scene finden werde.

„Geronimo!“ hob Marius Peraldi kampfgierig wieder an. „Steh', geh nicht herunter! Du hast um meine Schwester Vittoria geworben — ich verspreche sie Dir als Preis Deiner Rede!“

„Du Elender!“ drang Napoleon in blindem Zorn gegen ihn vor. „Du verhandelst hier Deine Schwester?“

„Du erhältst sie nimmer zum Weib!“ rief Marius, und helle Schadenfreude blitzte aus seinen Augen.

„Herunter! Nieder mit ihm!“ ertönte das Geschrei der vorstürmenden Menge von Neuem, und in demselbem Augenblick überrannte sie auch Marius mit seiner Sippe, und Geronimo Pozzo wurde vom Rednerstuhl gerissen. Ein furchtbares Handgemenge folgte und kaum, daß das Leben Pozzo di Borgo's von seinen Freunden geschützt werden konnte.

Endlich ermatteten die Leidenschaften, und der Wahlcommissar vermochte sich Gehör zu verschaffen. Er ordnete

den Beginn der Wahl an, und die nun eintretende Spannung auf das Resultat hielt die Streitigkeiten und Gereiztheiten nieder.

Lange schwankte der Wahlkampf; das schließliche Ergebniß aber war die Niederlage Peraldi's. Der erste Commandeur des Nationalgarden-Bataillons wurde Signor Quenza von der Partei Bonaparte. Noch einmal raffte die geschlagene Partei ihre Kraft zusammen, sich wenigstens die zweite Commandeurstelle zu sichern. Vergeblich! Sie wurde Napoleon zugesprochen.

Im Triumph geleitete ihn seine Sippe aus der Kirche nach Hause, verhöhnend die Peraldi'sche Partei, welche ingrimmig und mit Drohungen die Kirche verließ. Wer aber war jetzt glücklicher als der junge Bonaparte? Der Sieg war fast vollständig, das dem Anscheine nach unerreichbare Ziel beinahe gewonnen: der beurlaubte Artillerieofficier von Valence war zweiter Befehlshaber eines Bataillons! Seine Freunde beglückwünschten ihn, seine Schwestern jubelten ihm zu, Joseph anerkannte die Energie, die diesen Sieg herbeigeführt; Lätitia umarmte weinend vor Freude ihren Sohn, Onkel Fesch rieb sich vergnügt die Hände, der Abbé Conti sagte ihm Schmeicheleien, der Archidiaconus erklärte ihn für den Stolz der Familie, Bagaglino schwur, für seinen Commandanten das Leben lassen zu wollen, und der Wahlcommissar ließ die Freiheit leben.

Zunächst genügte auch dem Ehrgeiz des jungen Napoleon das Feld der neu sich eröffnenden Thätigkeit. Signor Quenza war nicht sehr eingebildet auf seine erste Befehlshaberstelle und überließ gern die Hauptarbeit dem eifrigen Stellvertreter. Mit Leib und Seele widmete sich Napoleon

der Organisation des Bataillons, und alle Welt war einig darin, daß es an Tüchtigkeit und Umsicht ihm Niemand gleich thun würde. Der zweiundzwanzigjährige Jüngling war nicht nur Soldat mit Leidenschaft, er flößte auch durch die Sicherheit seines Auftretens seiner Truppe Respekt und Vertrauen ein.

Tag um Tag lag er seinem Dienste ob und fast hatte er darüber Vittoria vergessen, welche er seit Monden nicht gesehen, von welcher Nachrichten zu erhalten die Ueberwachung Peraldi's unmöglich machte. Nichts wußte er, als daß sie dem Verlangen ihres Bruders, Geronimo Pozzo zu heirathen, unerschütterlichen Widerstand entgegensetzte. Es war für ihn auch bei größerer Anstrengung nichts in diesem Verhältniß zu ändern und er verzweifelte selbst manchmal an der Möglichkeit, seinen Willen gegenüber Marius durchzusetzen und Vittoria zur Frau zu erhalten. Ja, mochte nun die lange Trennung die Leidenschaft für das schöne Mädchen vermindert haben, oder die Gewalt der Verhältnisse ihn in der Hoffnung des Herzens entmuthigen, er machte sich zuweilen Vorwürfe, daß er um dieser Neigung willen Vittoria so viel Leiden ertragen und die schönsten Jahre ihrer Jugend ihm hinopfern lasse. Die Liebe war nicht die große Leidenschaft seiner Seele, sondern der Ehrgeiz. Er dachte an Nichts, als sich weiter emporzuschwingen, als in Thaten seinen unruhigen Geist auszuwettern. Sollte er seine Kraft daran verschwenden, ein Weib zu erringen? Und wie nutzlos schien ihm jetzt auch der kühnste Versuch dazu. Wäre der Stolz nicht so mächtig in ihm gewesen, er würde jetzt seine Liebe haben opfern können, um in freiem Fluge nur den hohen Zielen zuzueilen,

die ihm vor Augen standen. Er hätte Vittoria entsagen können, wenn sie ihm deswegen eine Andeutung gegeben; er hätte diesen Schmerz in neuen Hoffnungen erstickt.

Aber zu eingehenden Reflexionen darüber gelangte er nicht. Sein Bataillon corsischer Nationalgarden beschäftigte ihn unaufhörlich und um so mehr, als die Kabalen und offenen Feindseligkeiten der Peraldi gegen ihn seine Aufregung stetig steigerten, seinen Ehrgeiz unaufhörlich anspornten. Sie fuhren fort, ihn lächerlich in seiner Eigenschaft als Commandant zu machen und seine Anstrengungen, das Bataillon vollständig zu machen, zu durchkreuzen. Gleichwohl gelang es ihnen nicht. Der rührige Eifer Napoleon's schuf in kurzer Zeit aus den Bergcorsen ein martialisch ausgerüstetes National-Bataillon, lauter entschlossene Revolutionsmänner, welche den Sansculotten in Paris wohl ähnlich waren. Es war kein Wunder, daß diese Miliz in den Augen der Gegenpartei ebenso gehaßt als verachtet wurde und was die Peraldi thun konnten, diese Stimmung zu schüren, unterließen sie nicht. Von Tag zu Tag wuchs so die Spannung der Parteien; die Aristokraten erklärten die Nationalgarden für Banditen und Napoleon für nichts Besseres; die eidscheuen, der Revolution und dem Franzosenthum feindlichen Priester bearbeiteten die Bürger, und die Familie Bonaparte wurde um Napoleon's Willen von einem Theile der Stadtbewohner förmlich in die Acht erklärt und gemieden. Da schwollen wohl oft die Adern des jungen Bataillons-Commandeurs vor Zorn und ein Rachegelüst nährte sich groß, dessen Ausbruch furchtbar werden konnte.

Nur zu bald erfolgte auch die vorauszusehende Kata-

strophe. Es kam zu offenen Kämpfen zwischen dem Volk von Ajaccio und dem Bataillone, die einen immer gefahrdrohenderen Character annahmen und endlich ein Tage lang währendes Gemetzel herbeiführten. Die Behörden sahen diesem Bürgerkrieg zu, als wollten sie weder für die eine noch die andere Partei etwas thun, vielleicht aus Furcht, deshalb von Paris aus zur Verantwortung gezogen zu werden. Auch waren ihre Kräfte zu schwach, und die Hilfe hätte erst aus Bastia verlangt werden müssen. Napoleon selber entging nur wie durch ein Wunder aller Lebensgefahr. Hundertfach von Dolch und Kugel in diesen Tagen bedroht, rettete ihn immer seine Geistesgegenwart, seine Kühnheit, seine wilde Tapferkeit. Ihm schien wohl in diesem blutigen Wetter zu sein und er erreichte so viel mit seinem Bataillon, daß er die Gegner zur Ruhe brachte.

Doch hörten damit die Leidenschaften der Parteien nicht auf, und die Kämpfe konnten sich jeden Tag wieder erneuern. Man rief von beiden Seiten die Untersuchung und den Schutz der Behörden an, und es kamen dann in der That Commissaire der Regierung aus Paris nach Ajaccio, um Ruhe zu stiften. Das einfachste Mittel dazu war, die Nationalgarden des Bataillons Quenza-Napoleon aus der Stadt zu verlegen, und dies wurde angeordnet. Napoleon mit seinem Bataillon kam nach Corte, wo der Sitz der Verwaltung Pascal Paoli's sich befand.

Verdrossen war der junge Bataillons-Commandeur nicht allzusehr deswegen. Ihm war Ajaccio durch die letzten Ereignisse verhaßt geworden und er sehnte sich darnach, den unfruchtbaren Aufregungen zu entgehen, um seine Kraft erfolgreicheren Bestrebungen zu widmen. Der Krieg Frank-

reichs mit Deutschland stand zu erwarten; die gesetzgebende Versammlung drängte immer energischer darauf hin, daß Ludwig XVI. Oesterreich den Fehdehandschuh hinwerfe. Welche Aussichten eröffneten sich da für einen jungen Officier, dem es längst schon zu eng auf seiner Insel war und dessen erste Begeisterung für seine Stellung als zweiter Bataillons-Commandeur der Nationalgarde sich bereits vermindert hatte! Mit einer einfachen Officierstelle in der Artillerie würde er sich gern begnügt haben, ging es nur in den Krieg, wo ihm, er war dessen gewiß, das schnelle Avancement nicht fehlen konnte. Der alte Traum tauchte wieder auf.

Der Eindruck der Ermahnungen und Ermunterungen des Generals Paoli, den er seit langer Zeit nicht gesehen, war längst abgeschwächt, fast verwischt worden. Was sollte er auf Corsica? wie Paoli wollte. Für seinen Ehrgeiz schien ihm hier nichts Genügendes sich darzubieten. Ja, wäre Corsica noch ein selbständiges Land gewesen, dessen rauhes tapferes Volk für seine Freiheit zu kämpfen gehabt hätte, dann würde er als das höchste Ziel seines Lebens erkannt haben, ein Corsenhäuptling wie Sampiero, wie Gaffori, wie Pascal Paoli zu werden. Aber Corsica war ja nur eine Provinz Frankreichs, und Frankreich war groß, war ein maßloses Feld für alle Leidenschaften, für jeden Ehrgeiz. Warum die Kraft, mit welcher in der engeren Heimath nur Untergeordnetes zu erreichen, nicht für das Höchste einzusetzen, nach dem zu streben war? Sah Napoleon denn nicht an Pascal Paoli selbst, daß die alte Zeit und Herrlichkeit dahin? Der Mann, welcher ein Vierteljahrhundert zuvor der große Häuptling des corsischen Volkes,

sein berühmter Freiheitsheld, sein gefeierter Gesetzgeber, der Timoleon Europas gewesen — jetzt war er nur ein Schatten dieses Ruhmes noch, ein französischer Beamter, zwar verehrt von seinem Volke, doch unfähig, neuen Ruhm in alten Tagen zu dem der früheren Zeit hinzuzufügen. Die glänzende Rolle war zu Ende, und das Nachspiel schwächte ihren Effect ab. Pascal Paoli, sagte sich Napoleon, wäre er der Mann, auch dieser neuen Zeit gewachsen, würde er dann nicht, anstatt in Corte die Verwaltung still und friedlich zu führen, in Paris seine Kraft für die Freiheit einsetzen? Er würde ein Lafayette sein, ein Mirabeau, und, fragte er sich, wäre er dann nicht mehr, als der Chef der Verwaltung in Corsica? Er würde für ein großes Reich ein großer Mann sein, wie er es nun für ein Departement ist. Freilich, Paoli war der Mann einer verflossenen Zeit; er konnte auf seinen Lorbeeren ruhen, er bedurfte neuen Ruhmes nicht mehr. Doch ein junger Ehrgeiz konnte diesen Bahnen nicht folgen — ihm öffneten sich andere, größere, und diese mußte er zu beschreiten suchen.

Dies war schon längst dem Nachgrübeln Napoleon's klar geworden. Wenn er gleichwohl den beschränkten Horizont von Corsica nicht durchbrochen hatte, so lag die Schuld daran in der Macht der Umstände und der Versuchungen, die ihn zurückhielten. Die phantastischen Hoffnungen, welche er auf seinen Anklagebrief gegen den Grafen Buttafuoco gesetzt, waren in Nichts zerflossen. Frankreich beachtete den jungen Jacobiner von Ajaccio nicht; die Stelle in seinem Regiment war bei der theilweisen Veränderung der Armee-Einrichtungen eingegangen; die Erwählung zum Abgeordneten für die gesetzgebende Versammlung

war ihm nicht geglückt, er hatte sie nicht einmal zu erstreben versucht. Was sollte er also in Frankreich? Er wäre nur wie ein Abenteurer hinübergegangen. Entmuthigend genug hatten diese Enttäuschungen gewirkt und Pascal Paoli's Rath um so mehr wieder von Einfluß werden lassen, als ihm in Ajaccio zunächst als Agitator genug Aussicht eröffnet war, eine Rolle zu spielen. Wir haben gesehen, mit welcher Anstrengung und mit welchem Erfolg er seine Kräfte auf das Naheliegende richtete, und wie stolz ihn der Triumph gemacht. Indessen die Leiter war erstiegen — was weiter? Als Commandant eines Miliz-Bataillons, sagte sich der junge Mann, habe ich schon ein gewichtigeres Anrecht für eine neue Stelle in der französischen Armee. Und daran rankten seine alten Hoffnungen wieder empor, als er mit seinem Bataillon aus Ajaccio verwiesen wurde. Er sehnte sich fort, nicht nur aus Ajaccio, sondern aus Corsica.

Aber Vittoria?

Ihr Bild war in seinem Herzen verblaßt; die Leidenschaft, die er einst für sie gefühlt, erstorben. Hoffnungslos war ihm zuletzt der Bund der Herzen erschienen, und daher hatte er auch keinen Versuch mehr gemacht, die Treue des edlen Mädchens zu belohnen. Als er Ajaccio verließ, schrieb er nichts als die lakonischen Worte an sie, die man ihr zuzustellen versuchen sollte:

„Wir müssen scheiden, Vittoria; aber kehre ich auch nicht wieder, ich vergesse Dich doch nicht. Vergieb mir, daß Du meinetwegen so viel gelitten — Du weißt, ich bin nicht Schuld daran.“

Es war ein halbes Entsagen — er wollte Vittoria

überlassen, nach ihrem Gutdünken zu verfahren. Er konnte nicht die Kraft finden, sie gänzlich ihrer Treue zu entbinden; aber er suchte die eigene Treue wie eine lästige Fessel abzustreifen.

Seiner Familie hatte er den Plan nicht verhehlt, der in ihm zur Reife gelangt war, sich um ein Avancement in der Armee zu bewerben. Eine Schwester von ihm, die älteste, war in dem Pensionat von St. Cyr, aus dem sie damals, als die Wahl des Bataillonscommandanten stattfand, während der alljährlichen Ferienzeit nach der Casa Bonaparte zum Besuch gekommen. Bald hatte das letzte Jahr ihres Pensionats sein Ende erreicht, und Napoleon wollte die Veranlassung, Marie Anna aus St. Cyr abzuholen, zur Verfolgung seiner Absichten in Paris benutzen.

In Corte mit seinem Bataillon angelangt, unterließ der junge Chef desselben nicht, sich Pascal Paoli vorzustellen. Er bat den Vorgesetzten um Urlaub für die Reise nach Paris.

Der greise General lächelte, als er dies Begehren vernahm.

„So geht Dir denn Paris gar nicht aus dem Kopf, mein Sohn?" sprach er in seiner gewohnten gütigen Weise. „Was willst Du denn dort?"

„Nichts, General," entgegnete Napoleon etwas verwirrt, „als meine Schwester aus St. Cyr abholen."

„Und einmal in dem tollen Strudel der Revolution zu leben!" setzte Paoli mit einer vorwurfsvollen Miene hinzu. „Hast Du denn in Ajaccio nicht genug davon gehabt? Ich denke, es ist nur allzuviel Pariser Treiben dort gewesen und Du könntest dessen überdrüssig sein. Seid Ihr da nicht

wie Jacobiner und Aristokraten gegen einander gewesen, als ob für corsische Männer solche Parteiung Sinn hat! Wäret Ihr nur Corsen, nur Patrioten, Ihr würdet Eurem Vaterlande besser nützen. Denn, mein Sohn, es treibt in Frankreich Alles der Republik entgegen und das Königthum geht seinem Untergange zu. Die Föderativ-Republik, welche entstehen wird, ist meine Hoffnung; sie macht aus Corsica wieder einen selbständigen Staat; das Departement von Corsica hört dann auf. Begreifst Du dies nicht?“

Napoleon zögerte mit der Antwort.

„Ihr meint,“ sagte er endlich, „Frankreich, groß durch die Staatseinheit, die Richelieu geschaffen, könnte wieder in viele Einzelglieder zerfallen? O, General, das hieße ja, die Republik einsetzen, um den Staat zu vernichten!“

„Ja, ja,“ entgegnete Paoli gezwungen lächelnd, „man hört, Du bist ein Radikaler, ein Jacobiner. Nun, vielleicht belehrt Dich die Reise nach Paris, wie man ja immer sich klar wird, wenn man die Dinge in der Nähe sieht, denen man mit der Phantasie Schmuck und Form gegeben.“

„Ihr mögt Recht haben, General; ich verehre und respectire Eure Weisheit.“

„Thätest Du es nur, Bonaparte; ein Feld reicher Thätigkeit stände Dir offen und Dein Ehrgeiz würde dem sicheren Ziele zu gehen. Hast Du nicht jetzt ein Bataillon, bist Du nicht ein Mann in Corsica, der eine schöne Zukunft sich eröffnet sieht? Aber Deine Unruhe! Ich warne Dich, mein Sohn! Geh nur nach Paris — ich weiß, Du kommst an Enttäuschungen reicher zurück und kennst dann den Werth des sicheren Erfolges hier in Deiner Heimath besser.“

„Verzeiht, General,“ versetzte Napoleon, „ist denn die größere Heimath für uns jetzt nicht Frankreich?“

„Ja, unser Corsica ist in Frankreich einverleibt,“ sprach der General scharf und mit strengen Mienen; „aber der corsische Sinn soll nicht französisch geworden sein. Wohin wirst Du damit gerathen? Ich sehe es noch kommen, daß Du und die Deinen sich im Namen der Freiheit von Corsica losreißen und Deine jetzigen Feinde die Patrioten des Landes sein werden.“

„O, dies wird nie der Fall sein, General!“ betheuerte Napoleon feurig.

Der Greis lächelte erfreut über diese Worte und streckte dem jungen Mann die Hand entgegen, indem er zum Abschied sagte:

„Geh denn nach Paris, Bonaparte; Du wirst geheilt zurückkehren!“

Verwirrt, in Aufregung, die quälendsten Empfindungen im Herzen, ging Napoleon aus dem alten Palazzo von Corte.

VII.

Bei Robespierre.

Napoleon Bonaparte hatte sich nach Paris begeben, um seine Schwester nach Corsica abzuholen und um eine Stelle als Artilleriecapitain in der Armee zu erhalten. Der Krieg gegen die Preußen und Oesterreicher hatte begonnen; das Vaterland war in Gefahr erklärt worden, die Nationalgarden wurden zu Armeen — aber der junge Soldat fand

keine ihm passende Stelle offen und am allerwenigsten verwirklichten sich seine Hoffnungen auf Avancement.

Einige Monate waren nach seiner Ankunft in Paris verflossen und die Ereignisse hatten ihren stürmischen Lauf nach der Höhe genommen. Der zehnte August hatte dem Königthum in Frankreich thatsächlich ein Ende gemacht; die königliche Familie saß gefangen im Temple, die Republik war nach der Logik der Thatsachen aus der Revolution hervorgegangen. Der beste König aus dem Hause Bourbon seit Heinrich IV. wurde nicht nur das Opfer der Sünden seiner Vorfahren, sondern er mußte zu Grunde gehen, weil das Princip seines Rechtes zusammenbrach und der Widerstreit desselben mit dem der Revolution von keiner menschlichen Kraft ausgeglichen werden konnte. Die Fluthen der Revolution wuchsen und traten in wildem Ungestüm über die Ufer und die Sündfluth rauschte auf, die mit dem Princip der Vernichtung nicht nach Schuldigen und Unschuldigen fragte.

Und wer mitten in diesem Strudel der Revolution sich befand, in diesem vielgliederigen großen Paris, der lebte auch alle die Leidenschaften und Erregungen mit durch, die jeder Tag neu gebar. Die Souverainetät des Volks setzte sich an die Stelle eines Königs, der erst Staatsbegriff allein gewesen war, und diese Souverainetät trug das Princip der Rache in sich gegen alle diejenigen Elemente, welche sie einst vernichtet und bekämpft und nicht für berechtigt erachtet hatten. Nachdem das Individuum so lange ein Nichts gewesen, schnellte es nun zu dem Verlangen auf, Alles zu sein, und die Entfesselung der Leidenschaften der Einzelnen mußte naturgemäß zu wilden Aeußerungen derselben führen. Jahrhunderte lang war das Volk von denen, die es be-

herrschten, gleich rechtlosem Vieh behandelt worden — konnte es anders sein, als daß nach dem Ausbruch aus dem Käfig diese anerzogene Bestiennatur der Menge mordgierig über ihre früheren Züchter herfiel? Die Grausamkeiten ohne Zahl, welche sonst mit der frevelhaften Maske der Gesetze verübt worden waren — sie wurden jetzt übernommen von solchen, die Gleiches mit Gleichem vergalten, indem sie ihre Willkür zum Gesetz machten.

Der junge Bonaparte war ein so echter Sohn der Revolution, daß er im Strudel derselben all' die Leidenschaften mitempfand, welche das Werk vorwärts drängten. Wohin? Er wußte es so wenig wie Andere. Mit Jauchzen sah er das Königthum zusammenbrechen und die Republik sich erheben. Danton, der regierte, war ihm ein Halbgott; Robespierre, der im Gemeindeausschuß und im Parlament schon der Gewaltigste wurde, erschien ihm als die untrügliche Hoffnung der Republik. Aber er? Wo war für seinen verzehrenden Ehrgeiz ein Platz inmitten dieses wild aufrauschenden Kampfes der Leidenschaften, hier im Innern, dort an den Grenzen gegen die Armee der verschworenen Könige? Noch einen Versuch wollte er wagen, ehe er, mit Enttäuschungen erfüllt, nach Corsica zurückging. Robespierre sollte ihm helfen! Er kam auf diesen Gedanken, nachdem ein anderer Umstand ihn auf diesen Machthaber verwiesen hatte.

Man wird sich noch des jungen Cervoni erinnern, der in den Club der Constitutionsfreunde von seiner Mutter Paolina mitgebracht wurde, um dem General Paoli vorgestellt zu werden. Napoleon hatte nicht nur von der Wittwe Cervoni's, die im Hause des corsischen Generals verblieben

war, bei seiner Abreise nach Paris Bestellungen an ihren Sohn gern übernommen, er suchte auch aus eigenem Antriebe den Schulkameraden in Paris auf. Vergebens fragte er bei dem Regiment desselben nach, rein zufällig erfuhr er, daß der junge Officier als verdächtig verhaftet worden. Wochenlang forschte er nach dem Orte, wo sich der Unglückliche befinden konnte; endlich erfuhr er, daß er im Gefängniß des carmes seinem ganz ungewissen Schicksal entgegensehe. Napoleon hoffte, durch Robespierre auch die Freilassung seines Freundes zu bewirken, und in allen Fällen ermöglichte ihm dieser Zweck des Besuchs die Anknüpfung seiner eigenen Angelegenheit.

Bonaparte betrat das alte Haus in der Honoréstraße, in welchem der ehemalige Parlamentsadvokat Robespierre, der jetzige Hauptführer der Revolution, wohnte. Eine ziemlich dunkle Treppe führte nach der Wohnung hinauf, die aus einer Reihe von Zimmern nach der Straße und dem Hof hinaus bestand. Erst im vierten Zimmer traf er einen Secretair, der bei seinem Eintritt fortarbeitete, ohne aufzusehen; aber ein Neger erhob sich von seinem Platze in der Ecke und führte den jungen Corsen, als dieser seinen Wunsch geäußert, schweigend in das nächste Gemach.

Ein melancholisches Halbdunkel herrschte hier; große, grüne Gardinen dämpften das Licht und machten die heiße Sommerluft im Zimmer drückend.

Als Bonaparte eingetreten, sah er Robespierre auf einem grünledernen Fauteuil, vor sich ein großes Schreibbüreau, an dem er arbeitete. Das Gesicht des damals dreiunddreißigjährigen Advokaten war weiß wie Papier, wie begipst und noch weniger angenehm gemacht durch die vielen

Blatternarben. Weder Blut noch Galle schien in seinen Adern zu sein. Seine Augen waren klein, matt, todt und sahen immer schielend auf den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; sie zwinkerten fortwährend und die grünen Augengläser der Brille dienten ihnen dabei wie ein Vorhang, hinter dem sie, wenn es dem Advokaten gefiel, sich gänzlich verbargen.

Robespierre wandte beim Eintritt des jungen Mannes die Augen seitwärts auf ihn und ließ so Nichts von ihrem Ausdruck wahrnehmen. Mit einer förmlichen, steifen Handbewegung bot er schweigend dem Angekommenen einen Sessel neben seinem Schreibtisch an, und dann kam jenes Zucken des Halses und der Schultern zum Ausdruck, wie es Robespierre eigen war, wenn er sprechen wollte.

„Mit wem habe ich die Ehre?“ fragte er mit seiner gewöhnlichen, etwas süßlichen Höflichkeit den jungen Mann, als sich dieser gesetzt hatte, und dabei warf er auf ihn einen lauernden Blick über seine Brille hinweg.

„Sie werden mich nicht kennen, Herr Robespierre.“

„Sagen Sie Bürger,“ unterbrach ihn der Advokat; „wir müssen uns an republikanische Formen gewöhnen — nicht wahr, Bürger —“

Er schien den Namen des Angekommenen hinzusetzen zu wollen, und der Corse verstand ihn.

„Bonaparte,“ sagte er deshalb schnell.

„Bonaparte?“ wiederholte Robespierre, und der Ton seiner Stimme drückte Verwunderung und Neugier aus. „Sie sind kein Franzose?“

„Doch, doch, Bürger; Franzose mit Leib und Seele! Ich bin aus Ajaccio.“

„Ah! ein Corse!“

„Ja, Bürger; aus dem Vaterland des großen Pascal Paoli.“

Robespierre stutzte unwillkürlich; aber indem er sogleich in seinen Papieren umherzusuchen begann, entgegnete er:

„Pascal Paoli, ja, er ist ein großer Patriot, ein weiser Staatsmann — ich bin glücklich, ihn zu kennen.“

Um seinen Mund spielte dabei ein eigenthümlicher Zug, eine Art Lächeln, welches wie eingefurcht schien.

„O, Sie kennen ihn persönlich, Bürger?“ rief Bonaparte erfreut aus und als sei die unheimliche Schwüle durchbrochen, die ihn bisher bedrückt. „Da hoffe ich, daß Sie einiges Wohlwollen auch auf mich richten, der ich des Generals glühender Verehrer bin.“

„Hm, hm,“ hüstelte Robespierre, „mein Wohlwollen. Welche Rede! Was kann mein Wohlwollen bedeuten —?“ Doch,“ fuhr er plötzlich in einem scharfen Tone fort und legte dabei ein beschriebenes Papier auf den Tisch. „Sie haben den Brief an den Abgeordneten Buttafuoco gerichtet?“

„Allerdings,“ antwortete Bonaparte überrascht und unsicher, was diese Frage bedeuten solle. Die nachfolgenden Worte Robespierre's beruhigten ihn darüber.

„Ein prächtiger Brief, Bürger,“ sagte dieser. „Sie sind ein Republikaner, ein Patriot, ein feuriger Mann. Nicht wahr, Sie heißen Napoleon?“

„Ja,“ stotterte Bonaparte, dem diese neue Frage noch seltsamer vorkam.

„Sie sind der Sohn von Lätitia Bonaparte?“

„Ja, ja, Bürger; doch woher wissen Sie dies Alles, da ich Ihnen gänzlich unbekannt zu sein glaubte?“

Robespierre zeigte wieder sein stereotypes Lächeln.

„Glauben Sie an Prophezeiungen?“ fuhrt er fort.

„Prophezeiungen? Nein, Bürger, im Grunde nicht.“

„Oder an Vorausbestimmungen?“

„Es kann vielleicht sein; es giebt gewisse — —“

„Oder an Hexen?“ unterbrach ihn der Chef der Jacobiner in auffällig lebhafter Weise.

„Nein, nein, Bürger,“ rief Napoleon, der ungeduldig wurde und dieses Verhör nicht fortzusetzen Lust hatte.

„Verzeihen Sie, junger Mann,“ sagte Robespierre nun und faltete das Papier wieder zusammen. „Noch eine Frage: Kennen Sie ein Weib Namens Cervoni?“

Napoleon sprang bei diesem Namen von seinem Stuhle auf. Der Advokat erschien ihm wie ein übernatürlicher Mensch; er wußte von ihm mehr, als bei gewöhnlichen Umständen möglich war. Wie sollte er sich dies erklären?

„Bürger!“ sprach er daher und richtete seine durchdringenden Blicke auf den ruhig vor sich hinlächelnden Mann. „Ich sehe, daß ich Ihnen nicht unbekannt bin. Sie haben sich, ich darf mir schmeicheln, mit mir sehr angelegentlich beschäftigt.“

„Doch nicht, Bürger; es ist ein Zufall, daß mich Ihr Name an ein paar Notizen erinnerte, die ich mir vor einem Jahre machte, als der Bürger Paoli in Paris war. Es kam da bei Gelegenheit auf Sie die Rede. Nun, sehen Sie, wie gut es ist, sich solche kleine Notizen zu machen? Ich weiß nun, wer Sie sind. Aber reden wir von dem Zwecke Ihres Besuches, das wird an der Zeit sein.“

Bonaparte's Neugier war zwar durch die halbe Erklärung Robespierre's noch mehr gereizt worden und er hätte

wohl erfahren mögen, welch seltsamer Anlaß diesen so berechnenden und vorsichtigen Mann bewogen haben konnte, sich über ihn, den gänzlich Unbekannten, Notizen zu machen. Aber er unterdrückte diese Regung, um diesen Zufall zu Gunsten seiner Zwecke auszunutzen.

„Bürger," nahm er das Wort, „Sie haben Recht, mich daran zu mahnen; Ihre Zeit muß Ihnen kostbar sein; sie gehört Frankreich an. Ich bin zu Ihnen gekommen als ein Bittsteller; von Ihnen will ich eine Handlung der Menschenliebe und ein Wort der Fürsprache erbitten — darf ich auf freundliche Aufnahme rechnen?"

Robespierre, geschmeichelt durch diese Worte, lächelte wieder; aber es schien freundlicher, aufrichtiger als gemeinhin zu geschehen. Er setzte seine Brille ab, rieb sich dann wie verlegen die Hände und antwortete in bescheidenstem Tone:

„Sie dürfen mich nicht überschätzen; ich bin ein einfacher Bürger, der seinem Vaterlande dient und der keine Macht besitzt. O," setzte er wie zu sich selbst hinzu, „man soll nicht falsch über mich urtheilen; ich maße mir Nichts an."

Napoleon schwieg eine Weile und der Blick, den er auf Robespierre geheftet hielt, verrieth ihm, daß sich der Advokat in der besten Laune befand.

„Ich habe einen Jugendfreund," hob er dann wieder an, einen Landsmann, einen Kameraden hier in Paris, den ich nach wochenlangem Nachforschen wieder aufgefunden habe; aber — im Gefängniß."

Robespierre nahm seine mißtrauische Miene wieder an.

„O, o," bemerkte er mit kaltem Bedauern. „Im Gefängniß —"

„In den carmes Bürger, wohin man ihn ohne rechten Grund gebracht hat.“

„Er wird ein Uebelthäter sein — die Justiz wird entscheiden.“

„Kein Uebelthäter, Bürger, ein Verdächtiger ist er.“

„Noch schlimmer,“ sagte der Advokat trocken. „Bürger, deren Patriotismus in heutiger Zeit verdächtig ist, sind gefährlich, sind Verschwörer gegen das Vaterland.“

„Sie sind ein tugendstrenger Bürger,“ antwortete Bonaparte wohl berechnend; „es giebt Wenige, welche in ihrem Patriotismus so rein und hingebend sind. Aber dieser junge Mann ist ein unschuldiger Mensch, ich bürge dafür, er ist gewiß ein braver Soldat, aber nichts weiter. Für seine Freilassung komme ich zu bitten — ein Wort von Ihnen, Bürger, und ich öffne seinen Kerker.“

„Wenn es nicht zu spät sein wird,“ murmelte Robespierre und warf dabei einen Blick durch die Glasthür, die nach einem Hinterzimmer führte. Mehrere Personen zeigten sich dort; es waren Agenten Robespierre's.

„Ich habe keine Macht, Bürger, solches zu thun,“ sprach er darauf laut; „und dann darf in die Justiz nicht eingegriffen werden — wäre dies nicht Willkür nach Art der Tyrannen?“

„Die Willkür der Barmherzigkeit hat noch keinem Tyrannen zum Vorwurf gereicht, Bürger,“ versetzte Napoleon Bonaparte; „seien Sie gütig — ich bitte Sie! Sie fragten mich vorher, ob ich eine Wittwe Cervoni kenne? Ja, Bürger, ich kenne sie, das unglückliche Weib eines unserer besten Patrioten, den die Franzosen gemordet haben; für den ich bitte, ist ihr Sohn!“

Eine merkwürdige Veränderung ging nach diesen Worten in Robespierre vor. Seine Mienen drückten Ueberraschung und Nachdenken aus. Es kam ihm in lebhaften Farben die Scene vor Augen, da Paolina Cervoni in den Club gekommen, hinter sich her ihren Sohn ziehend, in Ekstase Napoleon Bonaparte als den Mann der Zukunft prophezeiend. Robespierre hatte es nicht vergessen — er war nicht dem Aberglauben ergeben; aber er war für den fatalistischen Glauben an Vorausbestimmung wohl empfänglich. Der Mann, dessen geheimer Ehrgeiz schon die Gewalt über Frankreich erstrebte, fragte sich jetzt wieder, ob jener junge Corse, der da als Bittsteller vor ihm saß, wohl jene unheimliche Prophezeiung erfüllen könnte. Er hatte zugleich Sympathie und Furcht vor Napoleon, der keine Ahnung von dem Gedankengang des Volkstribunen hegte.

„Bürger," sagte er endlich und seine Stimme klang freundlich und einschmeichelnd, „Sie appelliren an mein Herz, das ist schön von Ihnen, das thut mir wohl. Aber ich kann Ihnen noch Nichts versprechen — ich muß erst mit meinem Gewissen zu Rathe gehen. Reden Sie daher von dem anderen Gegenstand, dessen Sie erwähnten."

„Ich werde mich kurz fassen," entgegnete Napoleon, der einige Unruhe an Robespierre bemerkte und, seinen Blicken folgend, jetzt gleichfalls die verdächtig aussehenden Männer im Hinterzimmer gewahr wurde. „Ich bin Soldat und will Soldat sein. Nichts denke ich mir schöner, als die Feinde Frankreichs in heißen Schlachten zu bekämpfen, zu besiegen, Frankreich groß und gefürchtet durch seine Siege zu machen, wie einst unter Ludwig XIV. Die Feinde sind in unseren Marken, der Krieg ist da — Sie, Bürger, ver-

helfen einem Patrioten gewiß zu einer Stellung in der Armee. Darum wollte ich Sie noch bitten. Merkwürdiger Weise hat man mir meine Gesuche überall abgeschlagen — auf Ihr Wort, Bürger Robespierre, wird man mir eine Artilleriecompagnie geben. Ich bin der Liste nach Capitain der Artillerie; aber mir fehlt die Compagnie. Nur daß ich noch meine Schwester nach Corsica zurückbringen kann, ehe ich meinen Dienst antrete."

Abermals wartete Robespierre einige Minuten, bevor er auf die Worte des feurig gewordenen Bonaparte antwortete.

„Soldat," dachte er sich; „es kann sein, daß er ein Cromwell wird; aber wenn es sein soll, so will ich ihn machen. Es hat noch Zeit damit, und ich kann in ihm nur meinen Nachfolger erblicken. Der Mensch ist jung, vor fünfzehn Jahren wird er keine Armee, wie viel weniger einen Staat commandiren."

Endlich erhob er seine Stimme und seine seltsamen Gedanken weiterspinnend, sagte er zu Napoleon:

„Sie sind ehrlich und rein, Bürger; ich habe große Sympathien für Sie und wünsche, daß ein Patriot wie Sie an der rechten Stelle stehe. Aber was kann ich thun? Ich bin ein schlichter Bürger und im Grunde beachtet man mich nicht."

„O, was sprechen Sie da. Ich wette, in drei Monaten regieren Sie Frankreich. Die Republik hat keinen bessern Mann an ihre Spitze zu setzen."

„Sind Sie überzeugt davon?" fuhr Robespierre sich vergessend, heraus und seine Augen leuchteten, seine Schultern zuckten in heftigeren nervösen Convulsionen. „Doch wozu

das" setzte er gleich darauf gefaßt und scheinbar unwillig über solchen Gedanken hinzu; „ich habe keinen persönlichen Ehrgeiz. Sie indessen, Bürger Bonaparte, haben einen solchen und er ist achtungswerth; ich billige ihn. Nur sollten Sie sich Zeit lassen."

„Zeit lassen?" fragte Napoleon verwundert. „Wozu warten und die Jugendkraft dahinschwinden sehen?"

„Nicht doch, nicht doch! Warten Sie drei Monat, sechs, vielleicht ein Jahr noch und es wird besser für Sie sein."

„Besser? Aus welchem Grunde, Bürger?"

„Man weiß nicht, wohin die Dinge jetzt treiben, junger Freund. Vielleicht erfolgt eine Contre-Revolution, eine Militair-Diktatur — ich traue Dumouriez nicht."

„Sie fürchten also für die Republik?" rief Napoleon aufrichtig erschrocken.

„Nicht, wenn in Paris die Regierung in den Händen unbestechlicher Republikaner ruht. Aber ist es nicht möglich, daß unsere Armee geschlagen wird und die Angst dann eine Wiederaufrichtung der Tyrannei, der Alleinherrschaft, und sei es die eines Generals, ermöglicht?"

„Wer sollte dies sein? Wer es wagen?"

„Wer es wagte, ja, dem wird man den Kopf vor die Füße legen! das ist sicher." Robespierre sprach diese Worte mit außerordentlicher Energie. Dann fuhr er fort:

„Hören Sie mich, Bonaparte; ich habe Interesse für Sie, ich will mich Ihnen als Ihr Freund erweisen. Gehen Sie nach Corsica zurück und bleiben Sie dort, bis ich etwas für Sie thun kann. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, da Frankreich die Probe aushalten muß. Ich rathe Ihnen, lassen Sie sich vorher nicht verbrauchen. Sie sind ein echter Republikaner, ein treuer Patriot — wenn ich

Sie rufe, gebe ich Ihnen mehr als eine Compagnie. Begreifen Sie?"

„Sie trösten mich auf die Zukunft, Bürger," sagte Napoleon seufzend; „und doch ist die Gegenwart für Thaten so geeignet!"

„Die Gegenwart reibt die Kräfte auf," entgegnete Robespierre, dessen Unruhe wuchs, weil er immer mehr Agenten sich in dem Nebengemach versammeln sah und das erregte Gespräch derselben schon vernehmbar wurde. „Wer jetzt noch auf der Warte steht, heimset die Thaten ein, die sich überstürzen und deshalb verdrängen. Folgen Sie mir, mein Freund und gehen Sie nach Corsica; auch könnte ich beim besten Willen zur Zeit Nichts für Sie thun."

„Eine Enttäuschung mehr!" stieß Napoleon hervor.

„Eine Hoffnung mehr für Sie," warf Robespierre hin und zugleich kritzelte er ein paar Worte auf ein Blättchen Papier.

In diesem Augenblick riß man die Thür heftig auf und eine Menge von lauten Stimmen riefen durcheinander, ohne daß etwas Zusammenhängendes zu verstehen gewesen wäre.

„Hier, mein Freund," sagte Robespierre aufspringend und in großer Aufregung zu Bonaparte, indem er ihm den beschriebenen Zettel in die Hand drückte und mit der Linken den eingedrungenen Menschen Ruhe gebot; „ein Beweis meiner Sympathie. Der Zettel ist ein Freibrief für Ihren Freund. Aber eilen Sie, eilen Sie, ehe es zu spät wird — man hat die Gefängnisse überfallen!"

Vor Schrecken bleich sprang Napoleon auf und stürmte aus der Wohnung Robespierre's. Auf den Straßen wogten wild erregte Massen, Pikenträger, Bewaffnete aller Art. Man schrie und fluchte; die Weiber gingen mit in den

Trupps und feuerten die Männer mit ihrem Rufe nach Blut und Rache an. Napoleon eilte in hastigem Laufe, das Schlimmste fürchtend, nach dem Gefängniß des Carmes. Ungeheure Menschenmengen hielten ihn auf, und als er sie endlich durchbrochen und in den Hof des Gefängnisses kam, sah er hier in blutigem Gemetzel die unglücklichen Opfer abschlachten, die man aus den Kerkern gerissen hatte. Es waren zumeist Priester, welche den Todesstreich von der blutgierigen Menge erhielten, die im Wahnwitz der politischen Leidenschaft an den Feinden ihrer Triumphe zu Mördern wurden.

Mit dem Zettel Robespierre's brach sich Napoleon Bahn durch diese Leichen, durch diese Henker. Vor dem Namen, der unter dem Freibrief stand, beugten sich die wilden Massen, und nachdem sie erfahren, wem der mächtige Volkstribun das Leben retten wollte, schrieen sie selber nach Cervoni.

Endlich schleppten sie ihn inmitten einer Schaar Anderer aus den Corridoren; seine Uniform machte ihn Bonaparte sogleich kenntlich.

„Cervoni!“ schrie er und stürzte auf ihn zu, den Zettel hochhaltend! „Cervoni, Du bist gerettet!“

Er umarmte ihn, zog ihn mit sich fort, ohne daß nur irgend welcher Widerstand dagegen sich erhob.

Die Gräuel der Septembertage von 1792, die Bonaparte in solcher Nähe und in dem Schrecken über das Geschick seines Freundes mit durchlebt, machten ihm die Worte Robespierre's verständlicher. Er sah ein, daß die Dinge dem Abgrunde zutrieben, und die militairischen Angelegenheiten des Landes noch weit zurück gegen die inneren Parteikämpfe

stehen würden. Es war klug, sich nicht in diesen Strudel hineinreißen zu lassen.

Einige Tage später unternahm Napoleon mit seiner Schwester und seinem geretteten Jugendfreunde Cervoni die Rückreise nach Corsica.

VIII.

Vittoria.

Während Napoleon Bonaparte in Paris Enttäuschungen für seinen Ehrgeiz fand und mit dem Schrecken über die Septembermorde nach seinem Corsica zurückkehrte, war im Hause der Peraldi zu Ajaccio auch ein Schlag gegen ihn geführt worden.

Als Marius Peraldi erfahren hatte, daß sein verhaßter Rival sich nach Frankreich eingeschifft, dachte er ernstlich daran, die Heirath seiner Schwester Vittoria mit Geronimo Pozzo, wie er ihm gelobt, zu bewerkstelligen. An dem festen Widerstande des Mädchens waren bisher alle seine Versuche in dieser Richtung gescheitert, und weder die Vorwürfe und Drohungen des Hausherrn, noch die tyrannische Behandlung, die er der Schwester zu Theil werden ließ, hatten ihre Treue gegen Bonaparte zu erschüttern vermocht.

Aber freilich, seit Monaten nagten Kummer und Schmerz an Vittoria's Gemüth, und das stolze kühne Wesen der Jungfrau war geknickt. Napoleon Bonaparte hatte seit seinem lakonischen Abschiedsbillet, welches ihr einige Tage nachher heimlich zugekommen war, nichts mehr von sich hören lassen; ihr Bruder hatte ihr dann mitgetheilt, daß

er von Corte nach Frankreich gegangen, und der Sommer war seitdem verflossen ohne eine Spur von neuer Nachricht, ohne einen Gruß von ihm. Da glaubte auch sie nicht mehr an seine Treue, und dennoch quälte sie sich Tag für Tag damit ab, ihre Zweifel zu besiegen, ihrer unverminderten Liebe zu dem Entfernten noch eine Hoffnung zu bewahren.

Bonaparte's letzten Brief — wie oft hatte sie ihn schon gelesen, wie reich ihn mit Thränen benetzt, wie eifrig aus den Worten die Deutung gesucht, welche sie hätte hoffen und ertragen lassen. „Wir müssen scheiden, Vittoria!" Mußte denn die Trennung eine ewige sein? Sollte denn dies die Bedeutung dieser Worte sein? Sie stützte das Haupt in die Hand und blickte schwermüthig durch das Fenster über das Meer, dorthin, wo Frankreich lag, wo der Geliebte weilte. So leicht sollte er von ihr scheiden, der sie mit so leidenschaftlicher Gluth geliebt? War es möglich? Konnte er so treulos handeln? Doch, sie sagte sich dann wohl, die Hindernisse werden ihm unübersteiglich erschienen sein, und sie selbst wußte ja keinen Ausweg aus dem Elend, welches sie um ihrer Liebe willen ertragen mußte. Wie sie damals, als sie zum letzten Male in Milelli mit Bonaparte zusammen gewesen, zur Flucht gerathen, da hatte sie in richtigem Ahnen wohl den Ausweg bezeichnet, der noch retten konnte. An seinem Bedenken, an seinem Widerstande war der Plan gescheitert, und bewies dieser Egoismus Napoleon's nicht hinlänglich, daß seine Liebe keine Prüfungen bestehen könne? Vittoria fragte sich wohl darüber und lange fand sie keine Antwort, die sie beruhigt hätte. Seit jener Zeit war Bonaparte nicht mehr so besorgt gewesen, heimlich ihr Briefe zuzustellen, oder gar eine

Stunde abzulauern, um unter dem Fenster ihres Gefängnisses im Hause des Bruders einige Worte in Glückseligkeit mit ihr auszutauschen. Freilich, die Feindschaft mit Marius hatte sich fort und fort gesteigert, und Vittoria war noch mehr bewacht worden. Es war vielleicht für Bonaparte unmöglich gewesen zu thun, was sie ersehnte. Und schrieb er nicht auch: „aber kehre ich auch nicht wieder, ich vergesse Dich doch nicht?" O gewiß, er liebte sie noch, diese Worte bewiesen es. Und gleichwohl drückten sie doch einen Abschied wie für immer aus. Nicht wiederkehren! Also eine Trennung, die auf das Grausamste vorbereiten sollte. Was konnte sie da noch hoffen? War es nicht thöricht, Penelope sein zu wollen, ohne eine einzige Hoffnung zu haben? Der Geliebte hatte ihr keine, keine einzige gemacht.

Thränen rollten über ihre gebleichten, abgehärmten Wangen. — Er hatte ihr keine Hoffnung zurückgelassen, das war der niederschmetternde Schlag für ihren Muth, wenn auch nicht für ihre Liebe. Sie nahm den Brief Napoleon's und las weiter: „Vergieb mir, daß Du meinetwegen so viel gelitten — Du weißt, ich bin nicht Schuld daran." Nur ein Entsagen, ein volles hoffnungsloses Entsagen lag in diesen Worten; ja, eine Aufforderung an Vittoria, des Leidens um ihn genug sein zu lassen. Er wollte also gehen, sie verlassen, sich von ihr trennen, ihr die Freiheit ihres Herzens zurückgeben. Einen qualvollen Schmerz bereitete ihr diese Erkenntniß, und diese Erkenntniß zeigte sich von Tag zu Tag mächtiger in ihrem Einfluß.

Seit Wochen hatte Marius Peraldi nicht mehr mit seiner Schwester über seinen Plan, sie mit dem jungen Pozzo zu verheirathen, gesprochen. Aber sie wußte nur zu

gut, daß er in seinem Willen nichts geändert, und er selbst hatte inzwischen gehandelt. Er war mit Geronimo Pozzo täglich zusammen und die von ihr gefürchtete Stunde kam, in der Beide sie in ihrem Gemache aufsuchten, um nochmals Sturm auf ihr ermattetes und zum Widerstande unfähiges Herz zu laufen.

Schweigsam, resignirt empfing sie den Bruder und seinen Freund; sie fühlte, daß eine Qual zu Ende gehe, damit eine neue beginne.

„Schwester," redete sie Marius in sonst nicht mehr gewohnter Freundlichkeit und Milde an; „Du wirst wissen, weshalb wir kommen; aber wir kommen nicht als Deine Peiniger, sondern als Deine Freunde. Empfange uns darnach und höre mich mit der Liebe einer Schwester an. Ich habe strenge sein müssen; doch ich selbst wünsche ja nichts lebhafter, als Dir wieder zu bezeigen, daß ich Dein bester Freund bin."

Er schwieg, als wolle er zunächst den Eindruck seiner Worte nach der Art der Antwort Vittoria's ermessen. Sie änderte nichts in dem Mienenspiel ihres Antlitzes; sie neigte nur etwas das Haupt und sprach tonlos:

„Ich höre, Bruder."

Marius fuhr fort:

„Vittoria, Du härmst Dich ab; Du verlierst die Frische Deiner Wangen, den Glanz Deiner Augen — Du bist gramvoll, während ich Dich jugendfroh und glücklich wissen will. Ich bin nicht herzlos; ich habe verstanden, daß Du eine Liebe im Herzen trugst und darum trauerst, doch wozu noch einmal wiederholen, was ich Dir schon so oft gesagt: Du hast Deine Liebe einem Unwürdigen gegeben und es ist

kein Grund vorhanden, um ihn noch eine Zähre zu verlieren."

Vittoria antwortete nicht; ein Seufzer allein schien Marius Recht geben zu wollen; aber dieser Seufzer erstarb noch in ihrer Brust.

„An eine Verbindung mit den Bonaparte's war überhaupt nicht zu denken," nahm Marius Peraldi wieder das Wort; „es war eine Kränkung, die Du mir mit diesem heimlich gepflegten Verhältniß bereitetest; denn Du mußtest zur Ehre Deines Hauses die alte und gerechte Feindschaft achten, die zwischen uns und den anmaßlichen Bonaparte's bestand. Daß Du es nicht gethan, zwang mich, gewaltsam einzuschreiten und Eure Verbindung zu zerstören. Sieh, Schwester; Du hast mir deshalb gezürnt, mich mißachtet, beleidigt — es sei Alles vergeben, nun Du zur Einsicht gekommen sein wirst, daß ich recht gehandelt. Jetzt kann kein Zweifel mehr darüber sein, daß Dich Napoleon Bonaparte betrogen hat und betrügen wollte."

„O nein!" rief sie lebhaft dazwischen. „Betrogen hat er mich nicht!"

„Er hat es doch!" entgegnete der Bruder scharf; „er hat Dich um Deine schönsten Jugendjahre betrogen, und es ist Thorheit, daß Du noch einen Gedanken für ihn hast. Weißt Du nicht, wie er gegen mich gehandelt hat? Hat er nicht gegen mich agitirt, um seiner Herrschsucht mittelst des Pöbels einen Triumph zu verschaffen. Ist er nicht wie ein Bandit in mein Haus gebrochen und die Ursache einer nichtswürdigen Emeute gewesen, die unsere Stadt mit Mord und Todtschlag erfüllte und die ihn, Gott sei Dank! hier unmöglich gemacht hat? Er ist ein Bösewicht, Vittoria!

Wäre es ihm Ernst um Dich gewesen, er würde anders gehandelt haben!"

Da Vittoria auch hierauf kein Wort erwiderte, fuhr Marius fort, seinem Hasse gegen Bonaparte noch heftigeren Ausdruck zu geben.

„Was will der Mensch eigentlich?" sagte er. „Geberdet er sich nicht, als müsse er eine große Rolle spielen? Die Gunst Paoli's hat ihm den Kopf verrückt; aber Paoli wird aus ihm nichts Besseres machen können, als einen hochmüthigen Gecken. Sein Vater hat ihn zum Soldaten bestimmt, oder richtiger, der General Marbeuf hat ihn aus Freundschaft für die schöne Lätitia auf eine französische Militairschule gebracht; warum ist er nicht bei seinem Regiment geblieben? was hatte er alle Jahre hier zu suchen und weshalb spielt er hier den Nationalcommandanten wie ein Bandit, anstatt in der Armee zu dienen, wohin er gehört? Weil keine Stetigkeit in ihm steckt; weil er hier den Herrn in seiner Familie und den Abenteurer spielen will, weil er als Officier wahrscheinlich nicht zu gebrauchen ist. Da treibt er sich seit Monaten in Paris umher, um im Trüben zu fischen. Wahrscheinlich denkt er, daß er ein Armeecorps erhalten wird — solche Ideen sind ihm schon zuzutrauen, diesem Gnomen, der sich wichtig macht, man weiß nicht weshalb. Was wird nun das Ergebniß seiner Reise sein? Gieb Acht, Schwester, er kommt als Nichts zurück, um hier wieder den Großen zu spielen. Doch das Handwerk werden wir ihm schon legen!"

Er ging im Zimmer auf und ab und richtete dabei an Geronimo Pozzo die Frage:

„Ist's nicht wahr, Geronimo?"

„Du hast ganz Recht," erwiderte dieser, „für den ist der

Vater zu früh gestorben, und der alte Lucian, ebenso wie seine Mutter, blasen seinen Hochmuth nur noch mehr auf."

„O, ich bitte Euch," nahm nun Vittoria auch das Wort und ihre Züge verriethen die Marter, welche sie bei diesem Gespräche empfand; „um meinetwillen brecht davon ab. Ihr haßt ihn, ich kann es nicht, doch wozu ihn vertheidigen, wie ich möchte, da Ihr doch nicht anders denken werdet."

„Nein, niemals!" stieß Peraldi hervor. „Doch wir wollen nicht mehr davon reden, Vittoria, wenn Du nun endlich das unwürdige Verhältniß für völlig abgebrochen hältst. Willst Du?"

„Wer kann über sein Herz gebieten?" entgegnete sanft nach einer Pause die Jungfrau. „Wenn ich auch sehe und glaube, daß Bonaparte sich seines Wortes für entbunden hält — ich liebe ihn dennoch, ich liebte ihn und hätte er mir noch mehr Leids angethan."

„Zum Teufel, Du bist toll!" fuhr Marius zornig auf; „ich befehle Dir, Vernunft anzunehmen!" Er stand drohend vor seiner Schwester, welche ihre Augen ruhig auf ihn richtete, indem sie sagte:

„Befiehl, mein Bruder, ich werde gehorchen."

„Ah," rief er triumphirend, „Du wirst gehorchen! dann will ich nicht mehr zornig werden, Schwester. Nein, nein," setzte er freundlich hinzu, „Du mußt nicht denken, daß ich Lust habe, Dich zu quälen. Reiße Dir das falsche Bild aus dem Sinn und Du wirst wieder glücklich werden."

„Das kann ich nicht, mein Bruder; ich werde nie mehr glücklich sein!"

„Ah bah!" sagte Marius verdrossen. „Kindische Phantasieen, die sich bald verlieren werden, wenn Du erst vermählt sein wirst; und daran mußt Du jetzt denken. Ich habe

Geronimo Pozzo, einem wackeren Manne, Deine Hand versprochen, und er ist gekommen, bei Dir selbst zu werben."

„Ja, Vittoria Peraldi," nahm nun der junge athletische Mann das Wort; „ich bitte Dich, mein Weib zu werden. Ein Herz voll Liebe trage ich Dir entgegen, und wenn Du es kennen wirst, dann, so hoffe ich, wirst Du über einen Irrthum, eine bittere Enttäuschung Deiner Jugend nicht mehr in unnützem Grame verharren. O, ich würdige Dich; ich achte den Schmerz, den Dir eine so herbe Enttäuschung bereitet hat, und daraus magst Du ersehen, daß ich bestrebt sein werde, Dich glücklich zu machen."

Der junge Mann hatte mit Wärme gesprochen und dadurch seiner Werbung das Gehässige genommen, welches sie im Voraus für Vittoria gehabt. Sie erwiderte daher in dem Ton der Erkenntlichkeit:

„Geronimo Pozzo di Borgo! Ich danke Dir, wie Du um mich wirbst, und ich weiß, welche Ehre Du mir anthust, doch ich kann nicht wider mich selbst handeln. Wenn ich Dein Weib würde, was hättest Du, als eine abgeblühte Blume?"

„Nicht doch, Vittoria! Die Blume hat der Wurm benagt; in neuer Erde erblüht sie zu neuer Kraft.

Sie schüttelte ihr Haupt; sie glaubte es nicht.

„Also," rief nun Marius vergnügt und rieb sich die Hände; „Du weigerst Dich doch nicht mehr, Geronimo zu heirathen. Das ist schon genug; Das Uebrige wird sich finden. Hier blüht die Blume jedenfalls nicht wieder auf, nicht wahr Vittoria? Du wirst also Pozzo's Weib?" fragte er sie noch einmal, um alle Zweifel zu heben.

„Ich gehorche Dir, Bruder," lautete die Antwort, und Ton wie Blick von ihr drückten die Ermattung ihrer geistigen Kraft, die Resignation ihrer Seele aus.

Marius nickte zufrieden mit dem Kopfe; aber Geronimo Pozzo trat auf Vittoria zu und legte seine Hand auf ihre Schulter. Er war ernst, und um seine Lippen spielte ein bitteres Lächeln.

„Nur dem Willen Deines Bruders folgst Du?“ fragte er sie mit sanftem Vorwurf.

Vittoria sprang in plötzlicher Erregung auf, als hätte die Berührung durch Pozzo's Hand ihre erschlafften Geister neu belebt.

„Ja,“ sagte sie und es blitzte wieder, wie sonst, kühn aus ihren Augen; „nicht lügen kann ich, nicht betrügen will ich Dich, Pozzo di Borgo! Ja, ich gehorche nur dem Willen meines Bruders, wenn ich Dein Weib werde; meine Liebe bleibt Bonaparte, wenn ich ihm auch entsagen muß.“

„Nichts mehr, nichts mehr!“ schrie Marius verdrossen und zog den finster blickenden Geronimo mit sich fort. „Komm, Vetter! die Sache ist abgemacht und die Mädchenlaune, der Eigensinn wird sich schon verlieren. Bonaparte sieht sie nicht wieder, der darf nicht mehr nach Ajaccio kommen, dafür werde ich schon sorgen. Jetzt,“ fügte er trotzig hinzu, „sind wir wieder Herr in Ajaccio!“

Er verließ mit Pozzo das Gemach; als Vittoria wieder allein war, sank sie auf den Stuhl und barg ihr Antlitz schluchzend in die Hände: Sie weinte um ihre Brautschaft.

Und rüstig ging's nun an's Hochzeitmachen. In ganz Ajaccio und Alata, wo die Pozzo's wohnten, sprach man nur von dieser Verbindung der reichen Peraldi mit den Pozzo di Borgo. Man flüsterte sich darüber Geheimnißvolles zu; man wußte, daß die schöne Vittoria nur gezwungen des Geronimo Weib werde; man beklagte sie als

ein Opfer der Tyrannei ihres Bruders und sagte nichts Gutes für diese Ehe voraus. Aller Welt war es ja bekannt, daß Vittoria die Geliebte Napoleon Bonaparte's gewesen und daß um dieser Liebe willen die Feindschaft der beiden Sippen von Neuem zu heftigem Ausbruch gelangt war. Freilich, wie es zwischen den Liebenden selbst stand, wußte man nicht; allgemein glaubte man nur, Marius Peraldi habe die Abwesenheit Bonaparte's von Corsica benutzt, um seine Schwester zu der Ehe mit Pozzo zu zwingen.

Im Hause der Bonaparte rief diese Neuigkeit natürlich eine besondere Aufregung hervor. Lätitia jammerte, daß ihr Sohn so lange in Paris geblieben und sie ihn nicht schnell genug herbeirufen könne, seine Geliebte zu retten. Der alte Onkel Lucian klagte, daß Napoleon nichts von sich hören lasse und eigenmächtig handle; die Töchter beweinten das Schicksal der armen Vittoria, die jüngeren Brüder sprachen Rachegedanken aus, und Lucian wollte selbst mit Gewalt, durch ein Aufgebot der demokratischen Clubmitglieder, die Hochzeit noch in der letzten Stunde verhindern. Nur Joseph, der Aelteste, welcher auch beim Archidiaconus zu Einfluß gekommen war, schmähte auf Napoleon als den Urheber dieser Kränkung der Familienehre. Er beschuldigte seinen Bruder, daß er gegen Vittoria treulos gehandelt, daß er sie seit Monaten ohne jede Nachricht gelassen habe und nach alledem offenbar keine Liebe mehr für ein edles Mädchen hege, welches auf ihn gebaut und gehofft. Er hielt Vittoria für eine Betrogene, die doppelt zu bedauern; einmal, weil Napoleon ein freventliches Spiel mit ihrer Liebe getrieben; dann, weil sie Geronimo Pozzo heirathen mußte. Es kam darüber zu Zank und Streit in

der Casa Bonaparte, während der Gegenstand des Zwistes, Napoleon, vielleicht ohne einen Gedanken an Vittoria, sich bereits auf der Rückfahrt nach der Heimath befand.

Ein schöner, warmer Septembertag war's, als die Hochzeit Vittoria's mit Geronimo Pozzo di Borgo stattfinden sollte. Ganz Ajaccio war auf den Beinen, um die Braut aus ihrem Hause geleiten zu sehen. Die Casa Peraldi war von den Freunden der Familie, von den Hochzeitsgästen erfüllt, welche den landesüblichen Festzug bilden wollten. Eine Trovata, ein grüner Triumphbogen, mit bunten Bändern geschmückt, stand vor der Hausthür aufgerichtet, und die kleinen, zottigen, corsischen Pferde waren hier angebunden, welche die Männer nachher zum Brautgeleit besteigen sollten.

In dem Festgemache saß Vittoria bräutlich geschmückt, nach der französischen Mode, aber das schneeweiße corsische Mandile mit seinen rothen Streifen zierlich um das gelockte Haar geschlungen. Ihr Gesicht war bleich wie der Stoff dieses Mandile, ihre Augen vom Weinen geröthet. Es war eine Marmorbraut, so kalt, so bleich saß sie da, regungslos, ohne Thränen, ohne Sprache.

Der junge Ornano kam nun zu ihr und klagte in üblicher Weise vor allen Versammelten, daß sie die Heimathstadt verlassen wolle. Er sagte ihr Lebewohl im Namen der Freunde des Hauses; er wünschte ihr Glück in ihrem neuen Heimathsorte, Alata, im Hause ihres Gemahls, des muthigen Geronimo Pozzo.

Vittoria seufzte nur als Antwort; doch sie überreichte das herkömmliche Geschenk an den Jüngling.

Nun brach man auf. Marius führte seine Schwester aus dem Hause vor die Pforte, wo ein reich geschmücktes

Pferdchen ihrer wartete. Sie bestieg es, und die jungen Männer, Marius voran, schwangen sich ebenfalls in den Sattel. Alle mit Waffen und Blumen, so ritten sie dann durch die Trovata, Ornano der Erste, mit einem bebänderten Spinnrocken, dem Freno, dem Symbol der Fruchtbarkeit.

Festlich zog Peraldi's Schaar aus dem Thore von Ajaccio durch alle die Männer, die Frauen und Kinder hindurch, welche Spalier gebildet hatten und der Braut Blumen und Abschiedsgrüße zuwarfen. Ach, wie war sie so bleich auf ihrem schön geschmückten Pferdchen! Wie schüttelten die Frauen und die Männer auf der Straße das Haupt über diese unglückliche Braut!

Bald war man in Alata, vor dessen Eingang wieder ein Triumphbogen erbaut war. Hier übergab ein Jüngling Vittoria den Oelzweig mit sinnigen Sprüchen und zwei andere sprengten in rasender Hast voran, den Schlüssel von des Bräutigams Hause, versinnbildlicht durch eine Blume, zu erjagen. Die Glocken im schwarzen Campanile der Kirche von Alata läuteten der Braut zum Gruß. Auf den Balcons und vor den Thüren standen die Frauen und Mädchen des Pieve und streuten Blumen, Reis und Weizenkörner vor den Brautzug. Musik erschallte, die Mandolinen und Cithern und die Cornamusa ertönten in Jubelmelodien; man rief Evviva und Segenswünsche, und die Männer knallten ihre Flinten ab; bleich und regungslos ritt die Braut durch dieses Jubiliren und Festgepränge; keine Thräne, keine Zähre, kein Seufzer.

Vor des Bräutigams geschmücktem Hause in Alata hielt der Hochzeitszug, es schwieg Musik, Jubelruf und

Büchsenknall. Der alte Pozzo di Borgo kam aus der Casa und sprach zu Ornano, dem Ersten des Zuges:

„Wer seid Ihr, Männer in Waffen? Freunde oder Feinde? Seid Ihr Begleiter einer donna gentile, oder habt Ihr sie geraubt? obwohl Ihr mir dem Aussehen nach edle und tapfere Männer zu sein scheint.“*)

„Wir sind,“ entgegnete Ornano, „Gastfreunde und geleiten diese schöne und herrliche Jungfrau, das Pfand unserer neuen Freundschaft. Wir pflückten die schönste Blume von Ajaccio, um sie Alata zum Geschenke zu bringen.“

„Seid denn willkommen, Gastfreunde, und tretet in mein Haus und labt Euch am Feste!“

So rief der Alte und hob dann Vittoria vom Pferde, umarmte sie und führte sie in das Haus zu seinem Sohne, dem Bräutigam.

Ach, wie war sie so bleich und stumm!

Und wieder erschallte die Cornamusa, Mandoline und Cither; die Büchsen knallten, und die Evviva's erfüllten die Luft.

Dann kam nach einer Weile Geronimo Pozzo mit Vittoria aus dem Hause, und in festlichem Zuge ging's nun nach der Kirche. Sie schritt neben ihm stumm, bleich, als führte man sie zum Opfer für Baal.

Und als Geronimo's Weib kehrte sie dann aus der Kirche im Myrthenschmucke heim nach seinem Hause, an seiner Hand, begrüßt und bejubelt und doch so kalt, so regungslos, so schwer an einem Unglück tragend.

---

*) Nach Gregorovius: Corsica I. S. 195. „Gedanken einer Braut.“

Da kam die Straße herauf, von Ajaccio, ein Reiter gesprengt, gar hochzeitlich geschmückt. Er hielt vor Pozzo's Haus, schwenkte sein Baretto und rief dem Brautpaar, mit höhnischem lachendem Gesicht zu:

„Einen Gruß soll ich Euch bringen! Einen Hochzeitsgruß! Dir besonders Vittoria, Gemahlin von Geronimo Pozzo di Borgo. Von wem? fragst Du. — Von Napoleon Bonaparte, der zurückgekehrt ist!"

Ein gellender Schrei durchbebte die Luft, und ohnmächtig sank Vittoria zur Erde.

Der Reiter aber sprengte pfeilschnell wieder davon.

IX.

Die erste Waffenthat.

Mit frischer Brise war ein kleines französisches Kriegsgeschwader aus dem Hafen von Bonifacio ausgelaufen, um auf den Befehl des Convents eine Expedition gegen die Insel Sardinien zu unternehmen. Der Hof von Turin, welcher sich der Coalition gegen die französische Republik angeschlossen hatte, sollte zunächst auf diese Weise eingeschüchtert werden, da der Convent an eine energische Kriegführung gegen ihn noch nicht denken konnte.

Das nächste Ziel der kleinen Flotte war die sardinische Insel Santa Maddalena, auf welche man geraden Cours hielt und deren felsige Gestade in bläulichen Umrissen schon am Horizont zu bemerken waren.

Auf der voransegelnden Corvette stand alle Mannschaft auf Deck, zum Ausschiffen und zum etwaigen Kampfe fertig.

Es waren corsische Nationalgarden, welche der Genera Pascal Paoli auf den Befehl des Convents für diese Expedition gestellt hatte und deren Befehlshaber Colonna-Cesari war.

Vorn am Bugspriet, unter sich das rauschende und hohl gehende Meer, lugte ein Officier mit dem Fernrohr nach der Insel. Ungeduldige Erwartung sprach aus seinen Mienen und er warf zuweilen einem neben ihm stehenden jungen Manne, gleichfalls in der corsischen Tracht, ein paar abgerissene Worte zu, die seine innere Aufregung deutlich kund gaben. Es war Napoleon Bonaparte und Cervoni, den er aus Paris mitgebracht hatte und der eine Art freiwilligen Adjutantendienst bei ihm versah.

Bei seiner Rückkehr nach Corsica, als er im Hafen von San Fiorenza das französische Schiff mit seiner Schwester und Cervoni verlassen, hatten ihn seine Brüder Joseph und Lucian erwartet. Sie hatten nichts Eiligeres zu thun, als ihm die für einige Tage später angesetzte Hochzeit Vittoria's Peraldi mit Geronimo Pozzo anzuzeigen. Sie erwarteten einen Ausbruch der Leidenschaft Napoleon's, einen schnell gefaßten Entschluß desselben zur Verhinderung der Heirath; aber der Geliebte Vittoria's blieb ruhig und kalt bei dieser Nachricht und ordnete nur mit einem spöttischen Zug um die Lippen an, daß zur Hochzeitsstunde ein Bote der Braut seine Heimkehr melden und ihr seinen Glückwunsch bringen sollte. Er liebte Vittoria offenbar nicht mehr; es war ihm ziemlich gleichgiltig, daß sie mit seinem Todfeinde Pozzo vermählt wurde — nichts vielleicht als ein Gefühl verletzter Eitelkeit war es, was er bei dieser Nachricht empfand.

In San Fiorenza trennte er sich von seinen Geschwistern

und schlug mit Cervoni, der mit Sehnsucht nach seiner Mutter verlangte, gleich den Weg nach Corte ein. Noch immer befand sich hier, in der Residenz Paoli's, unter Quenza's Befehl sein Bataillon Nationalgarden. Während Cervoni zu seiner Mutter eilte, empfing der General Paoli Bonaparte mit gewohnter Güte und ließ sich die Erlebnisse des jungen Ehrgeizigen erzählen. Der Patriarch hielt dafür, daß seine Voraussagung sich bestätigt habe und der enttäuschte Bonaparte Corsica allein noch als das geeignete Feld seiner Thätigkeit anerkenne. Schärfer als zuvor drückte er sich gegen Frankreich aus und mißbilligte in strengen Worten die letzten Ereignisse der Revolution, die Gefangennahme des Königs, die Septembermorde. Napoleon schob diesen Unwillen auf die über diese Thatsachen tief beleidigte Humanität des edlen Mannes und legte weiter kein Gewicht darauf. Er verließ den General, welcher sich bald nachher nach dem geliebten Heimathsorte Monosaglia zurückzog, und trat seinen Dienst beim Bataillon wieder an.

Aber bald war der Befehl zu jener Expedition nach Sardinien gekommen, und Napoleon sah es als einen Beweis der Gunst Pascal Paoli's an, daß ihn derselbe zur Vorbereitung der Einschiffung nach Bonifacio commandirte und unter Colonna's Commando mit der Führung der Artillerie beauftragte. Mit ihm war der junge Cervoni gegangen, den Dankbarkeit mit leidenschaftlicher Freundschaft an seinen Lebensretter knüpfte.

„Cervoni!" rief Bonaparte lebhaft, nachdem er wieder eine Weile durch das Fernrohr gesehen, „heut Abend sind wir in Maddalena; das Nest wird kaum Widerstand leisten."

„So meinst Du? Signor Colonna denkt anders."

„Ich weiß nicht weshalb,“ entgegnete Napoleon; „er thut, als sei die Expedition sehr gefährlich, der Feind sehr zu fürchten. Das ist, unter uns gesagt, sehr einfältig.“

„Unsere Kräfte sind vielleicht doch gegen die sardinischen nicht ausreichend,“ gab Cervoni zu bedenken. „Wir haben nur tausend Mann Nationalgarden.“

„Aber tausend Mann, mein Freund, die den Teufel im Leibe haben, wenn man sie richtig anzuführen versteht! Tausend Mann — o, das ist viel! Damit sind in Corsica manche Fünftausend von Genua geschlagen worden. Und dann unsere Kanonen! Rechnest Du die gar nicht? Achill Murati hat mit viel, viel weniger Soldaten und Kanonen und Schiffen vor dreißig Jahren Capraja den Genuesen entrissen.“

„Das war eine Heldenthat, Bonaparte, da war mein Vater auch dabei!“ rief der junge Mann feurig.

„Dies Maddalena,“ nahm Napoleon wieder das Wort und richtete sein Fernrohr von Neuem dahin — „da lasse ich drei Salven geben und es ergiebt sich. Wie viel Truppen wird denn der König von Sardinien hier haben? Eine Hand voll und elende Soldaten dazu! O,“ fuhr er in leidenschaftlichem Tone fort, „wenn Colonna-Cesari der rechte Mann ist und er dieselben Ideen hat, wie ich, so muß diese Expedition eine ruhmvolle That werden, die den Convent in Paris in Erstaunen setzt und unseren Namen ganz Europa bekannt macht.“

„Wie dies? Ich begreife nicht recht, was Du Dir denkst.“

„Ich denke mir, Cervoni,“ sagte Napoleon und blickte dabei ernst und sinnend in das Meer; „heut erobern wir Maddalena; in acht Tagen haben wir die ganze Insel

Sardinien, indem wir das Volk auf unsere Seite ziehen Unsere Proclamationen werden ihm sagen, daß wir ihm die Freiheit bringen, die Erlösung von der Tyrannenherrschaft: das muß die Mission der französischen Republik sein, mein Freund; damit, hätte ich eine Armee, würde ich dies ganze in Knechtschaft und Barbarei versunkene Europa wie im Fluge erobern; denn ich käme den Völkern allen als ein Befreier, und sie würden mir zujauchzen, ihre Könige verlassen und die Freiheit begrüßen, die ihnen Frankreich bringt!"

„O, Du Schwärmer!" rief Cervoni lächelnd. „Die Freiheit! Hast Du sie nicht in dem Septembergemetzel würdigen gelernt?"

„Pöbelfanatismus!" sagte Bonaparte verächtlich. „Soll man eine große Idee mit diesem Wahnwitz der Straßenmenge vergleichen? Nein, nein! Die Revolution bleibt groß und wenn ihr auch Ludwig's XVI. Haupt zum Opfer gefallen ist. Was sind Menschenleben gegen eine Idee für die Menschheit! Wirf Schmutz in dieses Meer, schütte Eimer voll Blut hinein — bleibt es nicht das erhabene Meer und röthen sich diese Wogen auch nur Minuten lang? Und diese Idee der französischen Revolution muß man an der Spitze von Armeen durch die Welt tragen; sie wird die Welt umgestalten und den Völkern ihre Ketten abnehmen. Fangen wir hier damit an, so sollst Du sehen, daß unsere Handvoll Menschen in wenigen Wochen ein Heer wird, ein furchtbares Heer, mit dem wir die Söldlinge der Fürsten schlagen und mit dem — ja, bei Gott — wir Italien im Namen der Freiheit erobern können!"

Bonaparte's Augen glänzten; sein Antlitz strahlte eine hehre Begeisterung wieder; Kühnheit und Heldenmuth waren

über seine Gestalt ergossen. Wie er so dastand, hoch über der Meerfluth, den einen Fuß vorn auf das Bugspriet gesetzt, mit fliegendem Haar im Winde, starr vorwärts auf das nächste Ziel des Kampfes blickend — da hätte man wähnen können, es sei eine Ahnung seiner großen Zukunft über ihn gekommen und er sähe sich in Gedanken gleich einem Halbgott von Triumph zu Triumph davongetragen, unter dem Jubel der Völker, die ihm die Freiheit verdankten. Und verehrungsvoll blickte Cervoni zu ihm empor: es fiel ihm wieder ein, was seine Mutter prophezeit, und jetzt glaubte er daran.

Colonna-Cesari ließ seine Commandorufe erschallen, und Alle gingen auf ihre Posten. Man war keinen Kanonenschuß mehr vom Ufer entfernt, und bei dem Mangel an Artillerie, an welchem die kleine sardinische Besatzung Maddalena's litt, konnte die Ausschiffung in der Nähe der Stadt selbst unbehelligt vor sich gehen. Bonaparte hatte sich an seine Schiffsgeschütze gestellt, und die Kanoniere hielten die Lunten bereit. Der Befehlshaber, als er dies merkte, trat zu dem Artillerie-Capitain heran und fragte ihn verwundert:

„Ihr wollt doch nicht an Feuern denken?“

„Ein Schuß, Signor Colonna,“ antwortete Bonaparte lebhaft, „und sie werden auf dem Thurm die Flagge streichen!“

„Sie werden nicht daran denken, mein Lieber,“ sagte Colonna trocken; „sonst hätten sie es schon längst gethan.“

„Ohne Noth? o nein, Signor Colonna,“ versetzte der junge Officier mit großer Bestimmtheit. „Wir müssen erst die Frage an sie richten, und meine Kanonen sind bereit dazu.“

„Laßt Eure Kanonen; ich will nicht, daß aus ihnen jetzt geschossen werden soll.“ Damit ging Colonna von dem betretenen Artilleriecommandeur fort und ließ die Anker werfen.

„Begreifst Du dies?“ fragte Bonaparte seinen Freund. „Ich nicht.“

„Allerdings,“ antwortete Cervoni, „man sieht keinen Soldaten am Ufer oder auf den Wällen. Das Schießen ist noch ganz unnöthig.“

„Wir wissen aber doch, daß Soldaten hier sind, ebenso wie wir wissen, daß sie keine Kanonen haben.“

„Der Befehlshaber wird erst Widerstand abwarten wollen.“

„Es kann sein,“ bemerkte Napoleon kopfschüttelnd; „meine Manier, Krieg zu führen, wäre anders. Er hat mir auch gar keine Befehle gegeben, ob ich mich mit Artillerie einschiffen soll oder nicht.“

„Da kommt der Commandeur — er wird Dir den Befehl bringen.“

Colonna schritt mit ernster Miene heran.

„Bonaparte,“ sagte er, „ich werde auf dem Schiffe bleiben; ich habe mir die Sache anders überlegt. Ich werde erst abwarten, wie sich die Sarden benehmen, um ihre Stärke darnach bemessen zu können. Einen nutzlosen Kampf, der nur Menschen kostet, will ich und soll ich um jeden Preis vermeiden.“

Napoleon zeigte sich über diese Eröffnung fast bestürzt.

„Wie, Signor,“ rief er; „Sie wollen nicht angreifen lassen, nicht Ernst machen?“

„Meine Instruction geht nicht so weit; Ihr wißt, Ca-

pitain Bonaparte, es handelt sich mehr darum, den König von Sardinien einzuschüchtern, als ernstlich Etwas zu unternehmen. Dazu reichen unsere Kräfte nicht aus."

„Unsere Kräfte?" betonte der junge Mann. „Wir könnten es doch wenigstens auf einen Versuch ankommen lassen. Auf Santa Maddalena stehen sicherlich keine tausend Mann — und wenn auch! Mögen zweitausend hier sein!"

„Thut, wie ich Euch sage!" entgegnete Colonna streng, indem er einen durchdringenden Blick auf Bonaparte warf. „Ich werde eine Abtheilung ausschiffen lassen, und Ihr mögt mit derselben eine Bewegung nach der Stadt hin unternehmen. Ich will Euch die Gelegenheit, Eure sichtliche Thatenlust zu beweisen, nicht rauben — doch Ihr werdet meine Signale beachten und keine Eigenmächtigkeiten begehen!"

Colonna entfernte sich und ließ einige hundert Mann an's Land setzen. Bonaparte's Unmuth hatte sich bei den letzten Worten des Oberbefehlshabers verloren. Er sollte auf der Insel der Anführer der kleinen Truppe sein, und diese Aussicht genügte, seinen Ehrgeiz wieder wachzurufen.

„Ich weiß nicht, was Colonna für einen Plan verfolgt," sprach er zu Cervoni, indem er die zwei Pistolen im Gürtel untersuchte; „aber auf seine Worte darf man wohl nicht allzuviel Gewicht legen."

„Mir scheint, Bonaparte," antwortete Cervoni, „daß der Colonel sich scheut, eine Verantwortlichkeit für irgend ein Mißgeschick übernehmen zu wollen. Er ist zaghaft, allzu vorsichtig."

„Colonna ist von erprobter Tapferkeit; deswegen verstehe ich seine Anordnungen nicht.“

„Jedenfalls will er Dir doch die erste Unternehmung überlassen.“

„Ich freue mich deshalb, Cervoni. Er soll sehen, wie ich operiren kann. Ehe er weiß, was geschehen ist, werde ich dies Nest von Maddalena erobert haben. Die zwei, dreihundert Mann, die er mir da überläßt, genügen mir vollauf. Nimm diese Kiste hier, Freund; sie enthält Handgranaten, die ich mir wohlweislich verschafft hatte. Sie sollen uns die Artillerie ersetzen, die wir nicht gebrauchen dürfen; unsere Hände werden statt der Kanonen das Feuer in die Stadt tragen.“

Er stieg mit Cervoni in den Kahn, der ihn schnell nach dem felsigen Strande brachte, wo die Truppen sich bereits versammelt hatten. Indeß die Ausschiffung noch fortgesetzt wurde, nahm Napoleon das Terrain in Augenschein und näherte sich der Stadtmauer, um auch sie zu untersuchen. Er hielt eine Granate in der Hand und konnte sich in der Lust nach Kampf nicht enthalten, sie als Geschoß über den nicht hohen, doch sehr starken Wall zu werfen.

„So!“ rief er leuchtenden Blickes, als er den Donnerschlag der Brandkugel hörte; „nun ist Krieg — jetzt wird es in diesem todten Orte wohl lebendig werden, und die Motten werden auffliegen.“

Er warf eine zweite Granate hinüber, und ein zweiter krachender Schuß hallte zurück.

„Jetzt vorwärts, Freund!“ jauchzte er auf und eilte den kleinen Hügel hinunter zu den in Colonnen aufgestellten Truppen. „Ich werde mit einigen Dutzend Soldaten voraufgehen und das Thor zu sprengen suchen; eine zweite

Hauptcolonne folgt mir; Du bleibst mit der Reserve hier, um die Kähne zu beschützen und den etwaigen Rückzug zu decken, — Cervoni!" setzte er dabei trunken hinzu — „doch ich werde nicht zum Rückzug kommen. Meine erste Waffenthat soll und muß ein Sieg sein!"

Napoleon fühlte sich als Feldherr; sein ganzes Wesen kennzeichnete ihn als eine Natur, bestimmt zum Befehlen, zum Herrschen. Aus der Stadt her vernahm man dumpfen Trommelwirbel; eine Rauchsäule die emporstieg, zeigte an, daß die Granaten irgend eine der elenden Hütten des Städtchens in Brand gesteckt hatten. Der junge Capitain ordnete mit Sicherheit seine Truppe in drei Haufen und mit wenigen, aber feurigen Worten rief er in diesen corsischen Männern eine kriegerische Stimmung und ein Vertrauen zu seiner Leitung auf, die vorher nicht zu bemerken gewesen war.

Der Trupp setzte sich in Marsch, Bonaparte voran. Aber kaum war er auf der Höhe des Hügelzugs angelangt, der zwischen der Stadt und dem Meere lag, als er von zwei entgegengesetzten Seiten sardinische Truppen auf sich zueilen sah. Die Feinde waren mit ihren beiden Colonnen, mit denen sie von verschiedenen Seiten einen Ausfall gemacht hatten, dem corsischen Corps bedeutend überlegen.

Mit Geistesgegenwart begriff der Artilleriecapitain seine Lage. Er ordnete einen Officier an den zurückgebliebenen Cervoni ab mit dem Befehl, vorzurücken und den Feind anzugreifen. Er selbst ließ die entferntere Colonne der Sarden unbeachtet und ging mit seiner Schaar der nächsten entgegen. Er wollte sie angreifen, zurückschlagen und sich dann auf die andere werfen, die inzwischen schon auf Cervoni gestoßen sein mußte.

Vom Schiffe aus verfolgte Colonna mit seinem Glase

die Bewegungen der Truppen mit großer Aufmerksamkeit. Das flache und kahle Gestade gestattete ihm einen vollständigen Ueberblick. Er stand allein auf einem erhöhten Platze des Schiffes; mehrere französische Marineofficiere in seiner Nähe beobachteten das schnell entwickelte Kriegsspiel mit nicht minder großem Interesse; alle Mannschaften waren auf ihren Posten und des Commando's gewärtig.

Aber Colonna gab kein Commando. Er sah mit nicht verhehlter Ueberraschung, wie Bonaparte der Haupttruppe des Feindes entgegenging und diese nach der ersten Salve der Corsen, ohne das Feuer zu erwidern, Kehrt machte. Es war kein Zweifel mehr, daß nach diesem Erfolge der junge Officier der drohenden Gefahr entgangen war und die zweite Colonne, auf welche Cervoni marschirte, eine gänzliche Vernichtung erleiden konnte. Bald war der Kampf auch mit dieser begonnen, der jetzt mit größerer Hartnäckigkeit vom Feinde geführt wurde. Bonaparte jedoch, kühner gemacht durch den mühelosen Sieg, verfolgte die fliehenden Sarden, um womöglich mit ihnen in die Stadt zu dringen.

„Ein tüchtiger Mensch," murmelte Colonna; „eine vortreffliche Anordnung in dieser Eile. Schade, daß ich dem Adler sein Opfer abjagen muß — aber es geht nicht anders; es ist die höchste Zeit, oder er erobert mir Maddalena."

Er winkte dem Trompeter und rief ihm zu, Retraite zu blasen.

Bei diesem Commando zeigte sich Verwunderung und Betroffenheit in den Gesichtern Aller, die es vernommen hatten. Der Trompeter zögerte, als glaubte er nicht recht gehört zu haben; die französischen Marineofficiere stießen

einen ingrimmigen Fluch aus und warfen zornige Blicke auf Colonna.

„Retraite hab' ich Dir gesagt!“ herrschte der Befehlshaber den Trompeter an, und das lang gezogene, durchdringende Signal tönte durch die stille Luft.

Man sah die Truppen auf Maddalena in Folge dieses sich wiederholenden Signals stutzig werden; der Kampf hörte auf, Cervoni folgte dem Befehle und kehrte mit seiner Schaar nach der Landungsstelle zurück, während die Sarden, welche sich diesen Rückzug nicht zu erklären vermochten, auf dem Platze verblieben.

Fort und fort tönten die häßlichen Signale. Sie hatten auch Bonaparte erreicht. Im Geschwindschritt sah man ihn zum Gestade herabeilen.

„Aber, Colonel,“ rief jetzt einer der Marineofficiere, der seinen Zorn nicht mehr bemeistern konnte; „weshalb lassen Sie dies Signal geben?“

Colonna biß sich auf die Lippen und zeigte ein finsteres Gesicht.

„Ich werde Ihnen darüber nicht Rechenschaft ablegen!“ sprach er in gereiztem Tone und kümmerte sich nicht weiter um das vernehmbare Murren der französischen Officiere.

Inzwischen war die Lage Bonaparte's und Cervoni's gefährlich genug geworden. Am Strande versammelt und im Begriff, die hier wartenden Boote wieder zu besteigen, waren die Corsen ihrerseits von den sardinischen Truppen angegriffen worden, und die von Bonaparte zurückgebliebene Colonne hatte neuen Muth gefaßt und sich bereits wieder der Uferstelle genähert. Allerdings hielt der junge Capitain sich den energielosen Feind durch eine feuernde Postenkette ab; doch die Schwierigkeit der Einschiffung wurde damit

dauernd nicht gehoben, wenn auch die ersten Transporte der Truppen unbehelligt nach der Corvette zurückgeführt waren.

Colonna übersah dies nicht. Er befahl den Artilleristen jetzt, einige Schüsse auf die Feinde zu richten, und diese bewirkten in der That, daß dieselben ihren Angriff einstellten und sich in respektvoller Entfernung vom Ufer hielten. Bonaparte konnte nun mit den Letzten sich einschiffen.

Kaum war er auf das Schiff zurück, als er in heftigster Aufregung, weinend vor Wuth, auf Colonna zueilte und rief:

„Ihr habt mir einen Sieg verdorben, Colonel Colonna; Ihr habt ein eitles Spiel mit mir getrieben!"

„Ich hab Euch voraus gesagt, daß Ihr nicht zu weit gehen sollt. Ich wollte eine Recognoscirung, keinen Angriff!" versetzte der Befehlshaber heftig.

„Maddalena wäre erobert," fuhr Napoleon in unverminderter Leidenschaftlichkeit fort; „die That hätte Euch und mir Ruhm gebracht; so ist's eine Schande, eine Niederlage, eine Lächerlichkeit."

„In Euren Augen, junger Mann. Ich habe nach meinen Instruktionen zu handeln und ich bin nicht der Chef der ganzen Expedition — der ist Admiral Truget, dessen Flotte uns vorauf nach Sardinien gesegelt ist."

Napoleon suchte Trost in diesem Schmerz um seine Niederlage; er wandte sich an die Marineofficiere, die theilnahmvoll auf ihn blickten und, auf Colonna deutend, sagte er zornig:

„Ich verstehe ihn nicht und er versteht mich nicht!"

Colonna zog die schwarzen Augenbrauen zusammen; er trat herrisch auf den jungen Mann zu, und nachdem er ihn von oben bis unten gemessen, sprach er mit berechneter Nichtachtung:

„Ihr seid ein Unverschämter!“

Bonaparte schwieg; aus seiner Lippe tropfte Blut, seine Gesichtsmuskeln zuckten, seine dunklen Augen rollten in ihren Höhlen. Doch er erinnerte sich, daß die Pflicht eines Soldaten Gehorsam sei. Aber als Colonna ihn verlassen, konnte er im Grimme über den Ausgang seiner ersten Waffenthat doch die Worte zu den Marineofficieren und Cervoni nicht unterdrücken:

„Ein Paradepferd ist er und nichts Anderes.“

Und in seinem Innern fragte er sich darauf plötzlich: „Oder sollte Colonna ein Verräther sein?“—

X.

Der Bruch.

Noch einige Zeit kreuzte die kleine Flotte in den sardinischen Gewässern. Der Admiral Truget, welcher ernstlich einen Angriff auf die Insel Sardinien unternehmen wollte, wurde beim Beginn desselben gleich derartig von den feindlichen Geschützen zurückgeworfen, daß er die Lust zu weiteren Thaten verlor. Da er übrigens nur geringe Truppenmassen zur Verfügung hatte, so beschloß er, sich auf eine Blokade zu beschränken und hatte daher Nichts dagegen, daß Colonna mit dem überflüssig gewordenen Hilfsgeschwader bis zum Eintreffen neuer Befehle aus Paris nach Bonifazio zurückkehre.

Napoleon Bonaparte konnte den ruhmlosen Ausgang seiner ersten, so glänzend unternommenen Kriegsthat nicht vergessen. Er grollte mit dem Vorgesetzten Colonna, er

schmähte auf Truguet und wünschte sich an dessen Stelle, um zu beweisen, mit welchem Erfolge er die Expedition leiten würde. Der Aufenthalt auf dem Schiffe, die träge Ruhe, wurden ihm unerträglich; als Chef der Artillerie hatte er keine Kanone abfeuern dürfen, so sehnte er sich von einem Posten fort, der in seinen Augen etwas Lächerliches hatte.

Nicht ohne Zufriedenheit vernahm er daher die Nachricht der Rückkehr nach Corsica. Er fühlte sich wohler als zweiter Commandant seines Bataillons Nationalgarden, denn in der abhängigen und passiven Stellung unter Colonna. Sein Bataillon hatte er in Corte unter Quenza zurücklassen müssen; er hoffte, das Verhältniß zur Flotte lösen und von Bonifazio aus gleich nach Corte abgehen zu können.

Aber der Erfüllung seines Wunsches stellten sich mehre Hindernisse entgegen.

Kaum in Bonifazio angelangt, suchte Bonaparte um Urlaub nach; Colonna verweigerte ihm denselben und übertrug ihm statt dessen die Ausschiffung der Schiffsartillerie, als sollte die Flotte abgerüstet werden. Der junge Capitain begriff nicht, was dieses eigenthümliche Kriegsspiel und diese Thätigkeit, zu der er verurtheilt wurde, zu bedeuten habe; aber er gehorchte und hoffte von Paoli selbst, den er aufsuchen wollte, Aufklärung zu erhalten. Es stand fest bei ihm, daß er Colonna bei dem corsischen General in Anklage versetzen wollte; Benehmen und Handlungen desselben erschienen ihm immer zweideutiger, immer verdächtiger.

Einen Tag nach seiner Ankunft besuchte ihn sein Bruder Lucian und brachte ihm noch aufregendere Nachrichten. Pascal Paoli hatte das Bataillon Nationalgarden in Corte während Bonaparte's Abwesenheit aufgelöst; der junge Mann

war damit seiner so sehr geliebten Stellung verlustig gegangen. Diese Thatsache drückte ihn zuerst nieder, dann empörte sie ihn.

Lucian schürte seine Aufregung, indem er ihm sagte, daß er den General Pascal Paoli in Verdacht habe, Frankreich verrathen zu wollen und daß derselbe deswegen die demokratische Partei allmälig zu entwaffnen suche, deswegen ihn, den leidenschaftlichen Republikaner Napoleon, unter des franzosenfeindlichen Colonna Befehl gestellt und von Corsica entfernt habe.

„Unmöglich! Unmöglich!“ murmelte der Capitain, der an eine solche Handlungsweise des greisen Corsenchefs nicht glauben wollte.

„Noch mehr,“ fuhr Lucian fort. „Der demokratische Club von Ajaccio hat Paoli beim Convent schon des Hochverraths angeklagt, und dieser hat ihn zur Rechtfertigung vor sich geladen und Commissäre nach Corsica abgeschickt, um hier die Regierung zu übernehmen. Paoli will Corsica den Engländern in die Hände spielen.“

„Du bist toll!“ rief Napoleon außer sich. „Das ist eine infame Intrigue!“

„Ebenso wie Paoli ist Andreas Pozzo di Borgo vor den Convent geladen,“ sagte Lucian, ohne durch die Worte seines Bruders aus der Gelassenheit zu kommen, mit der er seinen Bericht erstattete.

„Ah, Pozzo di Borgo!“ stieß Napoleon hervor, bei dem dieser Name nur ein Gefühl blinden Hasses hervorrief. „Dann hat dieser den Alten bethört — er ist ja seine rechte Hand. Aber Paoli vor den Convent geladen? Als Hochverräther? O, welcher Corse konnte dies zu Stande bringen!“

Plötzlich brach Napoleon diesen Gedanken ab und fragte seinen Bruder:

„Und Peraldi? Und Geronimo Pozzo?"

„Sie spielen die Herren in Ajaccio, Bruder."

„Und Vittoria?" fragte dieser weiter, als kehre eine Erinnerung an seine Liebe zu dem verlorenen Weibe in ihm zurück.

„Vittoria?" entgegnete Lucian spöttisch. „Du kümmerst Dich doch nicht mehr um sie. Sie ist des Geronimo Frau, Du weißt's ja."

Napoleon versank in finsteres Hinbrüten und nach einer Weile sprach er mit einem neuen Ausbruch seiner Leidenschaftlichkeit:

„Hier gehen Dinge vor, die nicht länger vorgehen dürfen! Laß mich allein; ich will die Sache überlegen."

Lucian verließ seinen Bruder, der in seiner Kajüte auf dem Schiffe Colonna's allein mit seinen Gedanken zurückblieb. Es war ihm unmöglich zu glauben, was Lucian ihm in Betreff Paoli's gesagt. Seine Verehrung für den greisen Patrioten überwog alle anderen Gefühle und es schien ihm unzweifelhaft, daß nur eine niedrige Intrigue darauf ausgehe, denselben von seiner Stellung zu entfernen und dem Convent zu verdächtigen. So entschiedener Demokrat er war und die französische Republik als ein Glück ohne Gleichen pries, so sehr fühlte er sich doch in seinem corsischen Stolze bei dem Gedanken verletzt, daß Paoli wie ein Verbrecher vor die Schranken des Convents kommen solle.

„Man wird ihn mißbrauchen wollen, sagte er sich; diese Pozzo, diese Peraldi, diese Colonna werden eine Verschwörung vorbereitet haben, in die sie den edlen Mann verwickeln. Aber ich werde ihn aufklären, ich werde ihm

über dieses Spiel die Augen öffnen, und ich werde den Convent daran erinnern, wer Paoli ist. Ich bin dies dem Andenken meines Vaters schuldig, der ihm Alles zu danken hatte; ich bin es mir schuldig, den er wie einen Sohn aufgenommen; ich habe die Pflicht, dies für Corsica, ja für Frankreich zu thun, damit es sich nicht durch ein Attentat auf den edelsten Patrioten entehre — Ja," rief er dann wie im Triumph aus. „So zerstöre ich die Intrigue unserer Feinde und erweise meinen Freunden, welche bethört sind, den besten Dienst."

Er setzte sich hin und schrieb, hastig mitsprechend, zuweilen einhaltend, als suche er nach dem richtigen Ausdruck seiner Empfindungen. Unwillkürlich, indem er Pascal Paoli gegen die Anklage des Hochverraths vertheidigte, dachte er an Robespierre. Durch ihn wollte er sein Schreiben an den Convent gelangen lassen.

„Repräsentanten!" begann er. „Ihr seid die wahren Organe der Volkssouverainetät. Alle Eure Decrete sind von der Nation dictirt oder durch sie unmittelbar vollzogen. Jedes Eurer Gesetze ist eine Wohlthat und erwirkt Euch einen neuen Anspruch auf den Dank der Nachwelt, welche von Euch die Zeit der Freiheit datiren wird. Ein einziges Eurer Decrete hat die Bürger Corsica's tief niedergeschlagen; dasjenige, welches einem siebzigjährigen schwachen Greise befiehlt, sich an Eure Barre zu schleppen, und ihn einen Augenblick neben den verbrecherischen Wühler oder den feilen Ehrgeizigen stellt. Paoli sollte ein Wühler oder ein Ehrgeiziger sein? Aufwiegler? Und warum? Etwa um sich an der Familie der Bourbons zu rächen, deren perfide Politik sein Vaterland mit Jammer überhäufte und ihn zur Verbannung zwang? Endete vielmehr jene nicht eben mit

der Tyrannei, und habt Ihr nicht eben seinen Groll, wenn er ihn noch bewahrt, in dem Blute Ludwigs gesättigt? Aufwiegler? Und warum? Um Corsica an England zu liefern, er, welcher es nicht an Frankreich hat liefern wollen trotz der Anerbietungen Chauvelins, der nicht Titel noch Gunstbezeugungen schonte? Corsica an England geben! — Was würde er gewinnen, wenn er in dem Schmutze Londons lebte? Warum blieb er nicht dort, als er exilirt ward? — Paoli sollte ein Egoist sein? Wenn Paoli Egoist ist, was kann er noch mehr begehren? Er ist der Gegenstand der Liebe seiner Landsleute, welche ihm nichts verweigern; er steht an der Spitze der Armee; er befindet sich am Vorabend des Tages, wo er das Land gegen einen fremden Angriff vertheidigen soll. — Paoli ehrgeizig? ... Wir haben den Tyrannen den Krieg erklärt; das hat nicht sein sollen aus Liebe zum Vaterlande und zur Freiheit, sondern aus Ehrgeiz der Führer? An der Stätte der Knechtschaft möchte Paoli für ehrgeizig gelten; aber in Paris, in dem Centrum der französischen Freiheit, muß Paoli, wenn man ihn wohl kennt, der Patriarch der französischen Republik sein; so wird die Nachwelt denken, so glaubt das Volk. Repräsentanten! Paoli ist ein Greis von mehr als siebzig Jahren, er ist schwächlich. Ohne dies würde er an Eure Barre gehen, um seine Feinde zu vernichten. Wir Corsen sind ihm Alles schuldig, bis auf das Glück eine französische Republik zu sein. Er genießt stets unser Vertrauen. Nehmt, was ihn betrifft, nur Euer Decret zurück und gebt unserm ganzen Volke die Freude wieder, seinen besten Bürger von Euch anerkannt zu sehen."

Dieses Schreiben copirte Napoleon mit noch einigen Zusätzen und adressirte es dann an Robespierre mit einem

Begleitbillet. Den ersten Entwurf aber steckte er in sein Portefeuille. Die nächste Sorge für ihn war dann, nach Corte zu gelangen und er hatte, als er nochmals bei Colonna um Urlaub nachsuchte, die Genugthuung, denselben ohne Zögern bewilligt zu erhalten; ja, der corsische Patrizier empfahl ihm sogar bei dieser Gelegenheit mit einer sonst nicht an ihm gewohnten Freundlichkeit, sich dem General Paoli vorzustellen, der ihn wegen seiner Bravour auf Maddalena belohnen wolle.

Mit Cervoni zusammen schlug Napoleon, der quälenden und aufregenden Gedanken voll, den Weg nach Corte ein.

Der erste Weg der beiden Jünglinge in der Stadt richtete sich nach dem alten Palazzo nationale, in welchem Pascal Paoli residirte. Der alte Mutius führte den Capitain Bonaparte zu dem General. Cervoni ging in ein anderes Zimmer, wo der Diener ihm bekümmert seine Mutter auf dem Lager ruhend zeigte.

Sie war krank und ihre Züge hatten dadurch einen um so unheimlicheren Ausdruck erhalten. Ihre Augen glühten, als leuchtete aus ihnen noch die Lebenskraft, die dem welken hageren Körper sonst schon entschwunden zu sein schien. Als ihr Sohn sie umarmt und geküßt, flog ein Lächeln über ihr Antlitz, wie ein Mondstrahl durch das dunkle Gewölk des mächtigen Himmels blitzt.

„Gebenedeit sei Jesus Christ,“ rief sie mit röchelnder, schwacher Stimme. „Ich sehe Dich noch einmal, ehe ich sterbe.“

„O! Mutter,“ entgegnete Cervoni erschrocken, „wie sprichst Du!“

„Ja, ja, mein Sohn, ich fühle, es geht zu Ende; ich verdorre, wie eine Pflanze, deren Wurzeln der Wurm ab-

gefressen hat. O, es ist gut! Eine lange Qual wird aufhören und eine neue mir erspart werden. Daß ich Dich noch einmal sehe, mein Sohn, — ach, wie leicht macht mir dies den Tod!"

„So plötzlich Mutter, wirst Du nicht sterben! Eine Krankheit, die vorüber geht —"

„Nein, nein — ich bin ein altes Weib und die Zeit ist um. Schon lange, lange war ich todt, schon fünfundzwanzig Jahr, mein Sohn, seitdem die Franzosen in's Land gekommen und Deinen Vater erschlagen haben. Ach, eine lange Nacht! Aber es tagt die Rache, mein Sohn!"

Cervoni schüttelte traurig das Haupt; er kannte seine Mutter ja nicht anders als im Geiste zerrüttet.

„Du hast Dich um mich bekümmert, Mutter," tröstete er sie. „Nun will ich bei Dir bleiben, bis Du gesund bist."

„Wo hast Du Napoleon?" fragte sie hinhauchend, erschöpft.

„Er ist jetzt beim General; wir sind zusammen gekommen."

„Beim General! Es wird keine glückliche Stunde sein," rang sie mühsam hervor. „Ich weiß es, daß Sturm kommt. Die Rache beginnt!" rief sie dann heftig emporfahrend und mit ihren dürren gelben Händen den Arm ihres betroffenen Sohnes fassend, „die Rache, mein Sohn, an Frankreich! Aber es wird nicht der General sein, der zu ihrem Amte bestimmt ist. Nicht zweimal scheint die Sonne an einem Tage. Es wird Napoleon Bonaparte sein, der Corsica an Frankreich rächen wird — Paoli wird ihn nicht verstehen. Ihre Wege werden sich trennen. Folge, mein Sohn, dem wahren Rächer Bonaparte und räche so Deines Vaters Tod an

den Franzosen. Das wollte ich Dir sagen — nun kann der Tod kommen, ich hab' mein Testament gemacht."

„Mutter!" rief Cervoni schmerzvoll, indem er sie auf ihr Lager zurückfallen sah. Sie sprach nichts mehr; nur ihre Augen hielt sie mit seltsamem Glanze auf ihn gerichtet, bis langsam deren Lichtstrom brach. Sie war verschieden, und ihr Sohn kniete weinend an ihrer Leiche.

Während dieser erschütternden unheimlichen Scene in einem Gemach des Palazzo nationale, die sich an Cervoni's Rückkehr geknüpft, fand zwischen dem General Paoli und Bonaparte eine in anderer Art nicht minder erregte statt.

Napoleon fand den Greis in einer sehr ernsten, fast finsteren Stimmung. Scheu richtete er seinen Gruß an ihn und begann dann sogleich seine Entrüstung über die Vorladung vor den Convent kundzugeben. Der General hörte ihn schweigend an, indem er dabei prüfend seine Blicke auf den jungen Mann gerichtet hielt.

„General," ereiferte sich Napoleon mehr und mehr. „Dies Alles ist nur eine Schuld Solcher, die Euer Vertrauen mißbrauchen – ich wage es zu sagen, denn ich kenne nur Verehrung, nur Hingebung für Euch. Ihr sollt vor dem Convent Rechenschaft über die Handlungen Anderer ablegen, und diese Anderen haben Euch umstrickt!"

Paoli zog die Brauen dicht zusammen; aber er schwieg.

„Ihr thut Recht, daß Ihr der Vorladung des Convents nicht folgt, General; doch — o verzeiht mir meine Worte, die Euch vielleicht anmaßlich zu sein scheinen — Ihr müßt dem Convent beweisen, daß Ihr mit den Thaten Zweideutiger Nichts gemein haben wollt."

„Zweideutiger?" fragte jetzt Paoli scharf.

„Ja," antwortete Napoleon furchtlos. „Ich will Euch zwei dergleichen nennen: Pozzo und Colonna."

„Wie kommst Du dazu? Wessen kannst Du sie bezüchtigen?"

„Es ist Pozzo di Borgo, Euer Rathgeber und Secretair, der Euch gegen die Partei der Demokraten aufgehetzt hat, gegen die Republikaner, welche den Sturz des französischen Königthums mit Jubel begrüßt und dadurch mit Frankreich sich versöhnt haben; es ist ferner Euer vertrauter Freund Colonna, der mit der Expedition gegen Maddalena falsches Spiel getrieben hat. Ich hätte Maddalena erobert, aber er hat es nicht gewollt; und hätten wir jenes in Besitz genommen, so würden wir auch Sardinien gewonnen haben. Ich wenigstens fühlte mich der Aufgabe gewachsen; doch Truget ist ein Unfähiger und Colonna ein Verräther."

Der Greis schüttelte bei diesen Worten unwillig sein Haupt.

„Pozzo," sagte er, „ist ein echter Patriot, der Corsica's Freiheit über Alles stellt — und Colonna nicht minder. Er that, was ich ihm gerathen, was ich gewünscht — er verstand mich und unser patriotisches Interesse, welches mit dem französischen Nichts gemein hat. Er erinnerte sich, was Du nicht thatest und nicht thun mochtest in Deinem Ungestüm nach Kriegsthaten, daß Sardinien der natürliche Verbündete unserer Insel ist, daß es in allen Verhältnissen uns mit Lebensmitteln und mit Munition versorgt hat, daß der König von Piemont immer der Freund der Corsen und ihrer Sache gewesen ist."

Der Capitain Bonaparte hatte bei dieser Rede hoch aufgehorcht. Erstaunen und Schmerz malten sich auf seinem Antlitz.

„Wär's möglich?" rief er aus. „Ihr wäret mit dieser Handlungsweise Colonna-Cesari's einverstanden? Ihr, General, hättet ihm die Instruktion gegeben, den Plänen der französischen Regierung geradezu entgegen zu arbeiten, indem Ihr ihnen zu dienen Euch den Anschein gabt?!"

„Ja," erwiderte Paoli ruhig und fest. „So glaubte ich als Corse handeln zu müssen, wollte ich nicht mein Gewissen beunruhigen." Und indem er dann freundlich und väterlich wie sonst die Hand des jungen Mannes ergriff, fuhr er fort: „Deine That ehrt Dich darum nicht minder, Napoleon Bonaparte; ich habe es gewußt, Du bist ein tapferer und kluger Soldat und bei Maddalena hast Du es bewiesen. Du zürnst, daß man Dir den Arm, der zuschlagen wollte, zurückhielt; aber Deine Jugend erwägt noch nicht die Gründe, welche in der Politik maßgebend sind. Doch Dein Lohn soll Dir für diese That nicht ausbleiben — die Stunde naht, da das Vaterland seine Männer zählen wird."

Bonaparte entzog dem General seine Hand und blickte auf ihn mit einem Gemisch von Schmerz und Mißtrauen. Dieser von ihm so verehrte Mann, der Stolz Corsica's, ja seines Jahrhunderts, zeigte sich ihm jetzt nur als der Particularist, welcher auf die Losreißung Corsica's von Frankreich sann.

„Ach," seufzte er, „Euer Lob macht mich heut nicht so stolz wie sonst! Ich stehe vor Euch und weiß nicht, ob ich träume oder wache; ob Ihr noch derselbe seid, der Ihr gewesen oder ob Euch ein böser Geist am Ende Eurer Ruhmesbahn noch in's Verderben stürzen will."

Der General wehrte mit der Hand, als wolle er von

diesen Zweifeln nichts hören. Dann hob er ruhig und mit der zur Achtung zwingenden Würde, die ihm eigen war, an:

„So höre mich an, mein junger Heißsporn. Seit einem Vierteljahrhundert sind wir Frankreich unterworfen. Ich, Dein Vater und Tausende von Patrioten haben in dem letzten blutigen Kampfe bei Ponte nuovo die Freiheit Corsica's vergebens vertheidigt; wir sind bezwungen, niedergeworfen, verbannt und unterjocht worden. Ich, Bonaparte, bin im Exil nur Corse geblieben und nahm die Idee der Freiheit meines Vaterlandes wie ein Vermächtniß mit, welches ich für die Zukunft zu verwirklichen habe. Wie ich, so sind alle Patrioten dieser ruhmreichen Insel, trotz der Herrschaft Frankreichs, nicht Franzosen geworden, und ich habe die Absicht nie aufgegeben, ein Joch abzuschütteln, welches nichtswürdigste Habsucht und Raubgier uns auferlegte. Wir waren Sklaven, die nie das Recht verlieren konnten, ihre Fesseln zu brechen und sich frei zu machen; wir haben keinen Vertrag mit Frankreich, der unsere Ehre für unsere Unterwürfigkeit verpfändet."

„Doch, doch," unterbrach Napoleon den General stürmisch; „schwurt Ihr nicht dem Könige von Frankreich und der Verfassung des Landes Treue, als Ihr aus dem Exil nach Corsica in Ehren zurückgerufen wurdet? Vertraute da Frankreich nicht Eurer Ehre?"

„Dem Könige habe ich geschworen, ja," erwiderte Paoli; „und als ich es that, geschah es ohne Hintergedanken, ohne die Absicht, mein Wort zu brechen. Ich habe," betonte er scharf, „nicht die Natur zu einem Verräther. In Frankreich sind jedoch die Dinge gänzlich verändert worden. Die Verfassung des Landes, an der ich festzuhalten gelobt, existirt nicht mehr; der König, dem ich geschworen, ist guil-

lotinirt. Eine Partei hat die Herrschaft im Lande, deren Treiben mich abstößt, weil es im Namen der Freiheit ein System der schlimmsten Willkür verfolgt. Ich bin längst meines Eides quitt und halte mich durch kein Gesetz der Ehre mehr für gebunden an dieses Frankreich. Und wie mich die Vorladung des Convents nöthigt, einen Entschluß zu fassen, so haben die politischen Umstände mir zugleich die Aussicht eröffnet, Corsica's Selbstständigkeit wieder herzustellen."

„Unmöglich!" rief Napoleon entrüstet. „Solchen Gedanken könnt Ihr nicht fassen!"

„Er ist gefaßt und seine Ausführung steht bevor. Ich werde eine Landesversammlung berufen und sie befragen, ob das freie Corsica sich unter den Schutz Englands stellen will. Englands bin ich sicher, selbst in dem Falle, daß die Franzosen es wagen sollten, Gewalt gegen uns zu gebrauchen."

Bonaparte war außer sich. Er konnte noch gar nicht für wahr halten, was er hier vernahm, und doch ließ die Mittheilung Paoli's keinen Zweifel übrig.

„So hat die Anklage also Recht!" rief er, und der General, welcher die Erregung des jungen Officiers nicht feindselig gegen sich verstand, antwortete:

„Ich verhehle es Dir nicht; denn ich rechne ja vor Allem auch auf Deine Unterstützung, Bonaparte."

„Nimmermehr, Signor Paoli!" versetzte dieser in flammendem Zorne. „Euer Werk ist Verrath, den Ihr in der Noth des Landes an demselben begeht. Ich will Nichts mit Euch gemein haben!"

Der General erbebte bei diesen Worten.

„Hah!" stieß er hervor und seine Augen nahmen einen

ihnen ganz ungewohnten Ausdruck an; „so hätte ich mich getäuscht? So wenig warst Du Corse?“

„Ein Corse bin ich, Signor; doch ich will trotzdem auch ein Franzose sein, weil Frankreich die Freiheit ist!“

„Die Freiheit! — Und Corsica's Freiheit, ist sie Dir Nichts werth?“

„O, sprechen wir nicht mehr davon! Zu oft habe ich Euch schon meine Meinung darüber gesagt. Corsica wird mit Frankreich frei, das Glied mit dem Ganzen — ein corsischer Staat für sich wird die Freiheit nicht kennen, er wird nie selbstständig sein.“

„Du hast also nie Dein Vaterland geliebt?“

„Mein Vaterland? O, ich liebe es; aber anders als Ihr.“

„Jetzt zeigt sich's nun, was Ihr radikalen Revolutionaire wollt,“ fuhr Paoli heftig auf. „Auf Corsica seid Ihr Franzosen und in Frankreich Gewaltmenschen, die in Tyrannei, Schrecken und Krieg ihr Ziel erkennen. Geh, Bonaparte, Du hast mich schwer getäuscht; ich hätte nicht geglaubt, daß Du in Frankreich so sehr zum Franzosen geworden seist.“

Napoleon starrte eine Zeit lang sinnend vor sich hin; er schien einen letzten Kampf mit sich zu bestehen, oder auf ein Mittel zu sinnen, Paoli von seinem Vorsatze abzubringen. Dann griff er in seine Brusttasche und zog das Schreiben an den Convent hervor, in welchem er Paoli vertheidigt hatte.

„Eh' wir scheiden, General,“ sagte er, indem er ihm den Brief darreichte, „leset dies noch. Ihr sollt nicht im Irrthume über mich sein.“

Napoleon trat an das Fenster, indeß der Greis das

Schreiben überflog. Als er es gelesen, sagte er vorwurfsvoll:

„Und trotzdem willst Du mein Feind sein?“

„Als ich dies schrieb, Signor Paoli,“ entgegnete Bonaparte bestimmt, „dachte ich anders als jetzt. Da waret Ihr für mich noch der große Nationalheld, welcher, seine Zeit erkennend, den Abend seines glorreichen Lebens inmitten seines Volkes wie ein Patriarch im Schooße seiner Familie beschließt. Ich hielt Euch nicht für fähig, zu thun, wessen man Euch beschuldigte, weil ich Euch auch als einen weisen und als einen rechtschaffenen Mann verehrte. Heut aber ist dies edle Bild verdunkelt. Ihr, Pascal Paoli, seid aus eigenem Ehrgeiz, oder im Dienste Eurer Freunde, auf falsche Bahnen gegangen, wohin ich Euch nicht folge.“

„Junger Mann,“ nahm nach einer Pause Paoli das Wort, „ich will Deine vermessene Sprache nicht nach Gebühr behandeln. Mich schmerzt es zu tief, Dich von unserer Sache abfallen zu sehen, Dich, den ich wie einen Sohn lieb gehabt. Du beschuldigst mich jetzt des Ehrgeizes, nachdem Du vor Kurzem erst geschrieben hast, daß mein Ehrgeiz es nur gewesen, was Corsica glücklich gemacht hat. Und darin hattest Du Recht. Ich fühle mich rein von dem Vorwurfe, um meiner Person willen die Kette zu zerreißen, die Frankreich um Corsica geschlungen hat; wenn ich es unternehme, so geschieht es um der Sache willen, um meinem Vaterlande einen letzten Dienst zu erweisen, sollte auch dabei meine Person zum Opfer fallen. Wenn Du einmal, Napoleon Bonaparte, solchen Ehrgeiz haben wirst um einer Idee, nicht um Deiner eigensten Interessen willen, dann scheue Dich nicht vor den Anklagen der Gegner — aber im anderen Falle bedenke, daß Dein Ehr-

geiz Selbstsucht ist, die gerechten Haß verdient. Du hast aufgehört, Corse zu sein und als solcher, für eine gerechte Sache zu streiten; Du wirst ein Franzose werden und, hast Du Glück, so wird bald an Stelle des Ehrgeizes für die Idee die Selbstsucht treten."

Der General schwieg, und Bonaparte sah sich als entlassen an. Mit einem kurzen Gruße wandte er sich aus dem Gemach. Im Vorzimmer fragte er den alten Mutius nach Cervoni — er wies ihn, noch ohne Ahnung von dem Tode Paolina's, in das anstoßende Zimmer. Hier lag der junge Mann noch immer über der Leiche seiner Mutter und weinte; aber bei der Heftigkeit, mit der Bonaparte eintrat, schreckte er empor. Ein Blick genügte dem Artillerie-Capitain, zu übersehen, was sich hier ereignet.

„Mein Freund," sagte er aufgeregt und doch mit einem Tone des Mitleids, „ich finde Dich bei der Leiche Deiner Mutter. Du hast sie verloren, ich in demselben Augenblick einen Mann, den ich wie einen Vater verehrte. Die Umstände drängen, ich muß fort, nach Ajaccio, nach Frankreich. Paoli wird Corsica von Frankreich losreißen wollen, ein Bruderkrieg zerfleischt vielleicht in wenigen Tagen schon diese Insel. Entscheide Dich — geh mit mir, oder bleibe. Mitgehen heißt für die Freiheit und die französische Republik kämpfen; bleiben heißt für Abfall und Thorheit streiten."

„Ich folge Dir," rief Cervoni ohne Zaudern. „Meine Mutter war es, die sterbend mir dies anempfahl. O, sie hat in die Zukunft sehen können! Sie deutete mir an, was sich ereignet und was ich jetzt erst verstehe."

„Die Aermste! Sie hat ausgerungen!" rief Napoleon.

„Verlasse ihre Leiche, Cervoni; wir dürfen hier nicht länger weilen!"

„Ich bin bereit," antwortete er und dann küßte er noch einmal die kalten Lippen Paolina's, ließ noch einmal die feuchten Augen auf ihren Zügen ruhen.

„Wie sagte sie doch, die seit einem Vierteljahrhundert Irrsinn gezeigt," murmelte er vor sich hin: „die Rache an Frankreich! Es wird aber nicht der General sein, der Corsica an Frankreich rächen wird, sondern Bonaparte — und Paoli wird ihn nicht verstehen!"

„Das sagte Deine Mutter?" fragte Napoleon mit leuchtenden Augen.

„Ja, so sprach sie im Sterben."

„Noch verstehe ich nicht, was dies heißen soll; doch gewiß ist, daß ich mit Paoli gebrochen habe, und daß in dieser Stunde über mein Geschick eine bestimmende Macht gewaltet hat. Fort, Cervoni! Wir gehen einer stolzen Zukunft entgegen, ich ahne es!"

Die beiden Officiere verließen hastig den Palazzo nationale und dann die Stadt Corte. Sie hatten beim Gehen dem Diener Paoli's den Tod der alten Cervoni mitgetheilt.

XI.

Die Familie Bonaparte.

Malerischer als Ajaccio liegt selbst nicht das bewunderte Neapel. Am nördlichen Ende eines der herrlichsten Meerbusen ruht die Stadt; vor ihr auf der Landzunge die alte, finstere Citadelle, welche die Genuesen im dreizehnten Jahrhundert mit sammt der Stadt erbauten. Ein paar

kleine Inseln, die Inseln Sanguinarin oder Bluteilande, sind in dieser blauen Fluth gebettet und ihre prächtigen Pinien grüßen die Myrthen und Kastanien an den bergigen Ufern des Golfgeländes. Von Norden herab schauen dunkle Felsspitzen ernst in diesen lockenden Hafen, auch der Berg Pozzo die Borgo, an dessen Fuß Alata liegt, in welches Vittoria als bleiche Braut eingezogen. Das südliche Gelände, sanfter, flacher und mit zahlreichen Einschnitten des Meeres, zeigt einige kleine Ortschaften, Hirtendörfchen und einsam stehende Genuesenthürme, von denen der bedeutendste der von Capitello genannt wird. Wahrlich, wie reich an Naturschönheiten Corsica auch ist und wenn auch fast alle seine Küstenstädte gleich Perlen in herrlichen Landschaftsschmuck gefaßt sind, keine andere kommt der Lage Ajaccio's gleich. Ihr Horizont ist unvergleichlich. Wolkenhohe Berge ragen weit in's Land hinein, der majestätische Golf in azurblauem Lichte, der Himmel des Südens und eine italienische Vegetation — die Schönheiten von Erde, Himmel und Meer haben sich auch hier vermählt.

Aber der paradiesische Frieden, für den dieses in Laub von Ulmen und Platanen versteckte Ajaccio bestimmt zu sein scheint, hatte im Frühjahre 1793 — dem Zeitpunkt, an welchem unsere Erzählung angelangt ist — einem ernsten kriegerischen Treiben Platz gemacht. Von Bastia aus war die Flotte der Franzosen, welche aus den sardinischen Gewässern zurückgekehrt, in dem Golf von Ajaccio erschienen und aus ihren Kanonen beschoß sie die feste Citadelle, in welcher sich Colonna auf Befehl Paoli's kurz vorher zum Herrn gemacht. Denn offener Krieg zwischen Franzosen und Corsen, zwischen den Anhängern des französischen Convents und denen des General Pascal Paoli, war ausge-

brochen, nachdem der greise Nationalheld auf die Vorladung des Convents mit der Proclamirung der früheren Selbstständigkeit Corsica's geantwortet. Vergebens hatten die drei Commissare, welche die französische Regierung nach der Insel abgeschickt, um den des Hochverrath's angeklagten Paoli seines Postens zu entsetzen, die Autorität des Convents zu behaupten versucht. Fast das ganze Land stellte sich auf Seite des geliebten Patriarchen der Heimath, und die Nationalgarden besetzten die wichtigsten Punkte. Die Commissare konnten nur über die kleine Flotte Trugets verfügen, da die von Colonna geführte Abtheilung in Bonifazio von den Corsen zurückbehalten worden; mit der französischen Besatzung von Bastia war unmöglich viel zu unternehmen, wenn auch ein Theil derselben schnell dazu verwandt wurde, wenigstens den Norden der Insel zu sichern.

Schwung und Leben hatte die Thätigkeit der Conventscommissare erst erhalten, als Napoleon Bonaparte mit Cervoni nach Bastia gekommen war und sich zur Bekämpfung Paoli's ihnen zur Verfügung gestellt. Glühend vor Zorn gegen den General, welcher sich von der französischen Republik losgesagt, nach Kampf und Thaten verlangend, hatte Napoleon vor den Commissaren einen vollständigen Feldzugsplan entwickelt. Sie hatten in der That Vertrauen zu ihm gefaßt und ihn zum General-Inspector der Artillerie ernannt. Auf seinen Vorschlag hin war schnell die Flotte nach Ajaccio gesandt worden, dessen Citadelle in den Besitz Colonna's gerathen, und er selber hat e sich verschworen, seine Vaterstadt, in welcher die Hauptmacht der corsischen Patriotenpartei unter Peraldi und Pozzo di Borgo sich befand, wieder der französischen Republik zu unterwerfen. Nicht nur seine Begeisterung für

die Sache Frankreichs hatte Napoleon des besonderen corsischen Patriotismus entschieden sich entschlagen lassen, sondern den ehrgeizigen Jüngling verlangte auch darnach, seine Todfeinde, die sich in Ajaccio als Herren geberdeten, zu besiegen und dadurch einen Triumph seiner persönlichen Rache herbeizuführen. Welche Triebkraft für seine Handlungsweise die mächtigere war, untersuchte er selber nicht. Er fühlte als Franzose, als Republikaner, als Jacobiner, dem der Pariser Convent das Herrlichste bedeutete, was ein Land besitzen könne; in seinen Augen galten Paoli nur noch als ein Staatsverräther und die ihm anhängenden Corsen als Rebellen, wie er für sie ein Abtrünniger war. Aber vor Allem bewegte ihn doch keine politische Leidenschaft so gewaltig, wie der Ehrgeiz nach großen und kriegerischen Thaten und kein Moment schien ihm günstiger zu sein, sich als Soldat auszuzeichnen, als der eingetretene. Er war, dies hatte er wohl erkannt, der einzige energische und befähigte Mensch der französischen Partei auf Corsica, und gelang es ihm, Ajaccio zu erobern und Corsica gar der französischen Republik wieder zu unterwerfen, so mußte sich für ihn die große Ruhmesbahn eröffnen, von der er seit Jahren geträumt. Mit einem solchen Ehrgeize war er, auch trotz der geringen Streitkräfte, ein gefährlicher Feind, und die Energie, mit welcher er die Ajaccio beherrschende Citadelle angreifen ließ, belehrte auch die Bewohner seiner Vaterstadt darüber.

Die Aufregung unter denselben war ungleich größer dadurch geworden, daß ein Sohn Ajaccio's sich zum Anführer der französischen Unternehmung hergegeben. Seine Abtrünnigkeit von der Sache des corsischen Patriotismus, sein maßloser Ehrgeiz erschienen hierdurch nur in einem

viel gehässigeren Lichte, und es hörte nicht auf mit Flüchen auf Napoleon Bonaparte, der als Commandant der Nationalgarde in Ajaccio und vor Allem bei der hier herrschenden Peraldi'schen Partei schon im üblen Andenken stand. Der Sippenhaß zog aus diesem Umstande neue Nahrung, und die Peraldi und Pozzo schürten die Erbitterung gegen die ganze Familie Bonaparte, welche der Vaterstadt einen so feindseligen Sohn gegeben und die nicht daran denke, durch Lossagung von ihm ihre Sache von der seinigen zu trennen. Man hielt sie sogar des verrätherischen Einverständnisses mit dem Feinde vor den Thoren für fähig, und die Haltung des aufgereizten Volks von Ajaccio wurde so drohend gegen die Bonaparte's, daß keiner von ihnen mehr die wieder verrammelte und in Vertheidigungszustand gesetzte Casa zu verlassen wagte.

Die Hirten aus Bocognano und von den der Familie bei Milelli gehörenden Heerden, unter ihnen auch der grimme Bagaglino, waren wieder zum Schutze der in Aengsten versetzten Familie zusammengerufen worden, wie damals, als Napoleon den Staatsstreich gegen Marius Peraldi vorbereitete. Sie brachten die neuen Nachrichten aus der Stadt und, soviel deren möglich, von den Bewegungen der vor der Citadelle weit hinaus im Hafen liegenden französischen Flotte.

Aufregender denn zuvor hatten die letzten Mittheilungen gelautet, welche Bagaglino gebracht. Napoleon Bonaparte, so hieß es in der Stadt, habe den Thurm von Capitello mit einer Schaar Franzosen besetzt und wolle die Angriffe der Schiffe durch eine Bewegung auf dem Lande unterstützen. Auf allen Straßen Ajaccio's war es voll von Bewaffneten, die Marius Peraldi und sein Schwager

Geronimo Pozzo aus den benachbarten Ortschaften herbeigerufen hatten, um zu berathen, was zu thun. Aerger denn je äußerte sich der Haß gegen die Bonaparte und man sprach offen davon, die Familie zur Strafe für das Verbrechen ihres Hauptes gewaltsam aus der Stadt zu treiben.

Lätitia war bleich vor Schrecken; sie zitterte für ihren verwegenen Sohn, sie bangte um ihre anderen Kinder.

„Was soll aus uns werden?" klagte sie, „wir sind hier in der Gewalt der Peraldi, die uns den Untergang geschworen haben!"

„Und Alles, diese ewige Gefahr um Napoleons willen!" warf Joseph grollend dazwischen. „Er verfolgt seine ehrgeizigen Absichten, mögen wir auch darüber zu Grunde gehen!"

„Keine Vorwürfe jetzt," sagte Abbé Fesch verweisend; „damit erreichen wir Nichts. Es handelt sich darum, verständig die üble Lage zu prüfen, in der wir uns befinden. Ich denke, es wird nichts weiter übrig bleiben, als zu fliehen."

„Aber wohin?" fragte Lätitia trostlos. „Wo sind wir sicher?"

„Wir können in Milelli wohl ruhig abwarten, was geschehen wird," bemerkte Lucian Bonaparte, der bisher schweigsam, ebenso wie der alte Archidiaconus, dem Gespräch zugehört hatte.

„In Milelli?" rief der Abbé. „Da giebt es keine größere Sicherheit als hier. Das Haus liegt schutzlos in den Weinbergen und nahe genug der Stadt, um unsere Feinde anzulocken."

„So bleiben wir hier," sagte Joseph. „Hier können wir uns vertheidigen."

Der Archidiaconus nahm jetzt das Wort.

„Ihr müßt fort von hier," sprach er in seiner bedächtig-ernsten Weise. „Es ist wegen der Kinder, die nicht muthwillig der Gefahr ausgesetzt werden müssen. Die Angelegenheit ist derartig, daß das aufgehetzte Volk uns das Haus stürmen kann, wie es auch Napoleon ergehen mag. Ergiebt sich die Citadelle und rückt er als Sieger in die Stadt, so wird auf die Nachricht davon das Volk vor Wuth über uns herfallen, wie es ja schon droht; andererseits sind wir um nichts gebessert, wenn die Franzosen mit ihren schwachen Kräften Nichts gegen Colonna und die Bewaffneten in Ajaccio selbst auszurichten vermögen. Wird Napoleon, wenn er tollkühn sein sollte, geschlagen — und Bagaglino hat ja erzählt, daß Peraldi und Geronimo Pozzo sich anschicken, ihn am Thurm von Capitello aufzusuchen — dann kann der Sieg unsere Feinde erst recht zu Gewaltschritten gegen uns aufreizen."

Eine Weile war es nach diesen Worten still in dem Gemach; Jeder dachte nach, welcher Ausweg der bessere sei. Endlich rief Lätitia:

„Ich habe noch eine Idee. Wir suchen Schutz auf der französischen Flotte, die im Hafen liegt."

„O, Schwester!" entgegnete darauf Abbé Fesch. „Welcher Gedanke! Das hieße ja, sich in die sichere Gefahr begeben, um einer ungewissen zu entfliehen. Die Schiffe führen Krieg, und jeden Schuß, den sie abgeben, giebt ihnen Colonna-Cesari von der Citadelle zurück. Nein, nein, das hieße sich unter die Kanonen begeben; davon kann nur die Rede sein, wenn die Franzosen erst Herren der Citadelle sind."

„Also nach Milelli!“ rief Lucian bestimmt, „wenn doch einmal geflüchtet werden soll.“

„Dort können wir wenigstens das Weitere abwarten,“ unterstützte ihn der alte Großonkel. „Und im schlimmsten Falle bietet sich von dort aus die günstigste Gelegenheit, einer neuen Gefahr zu entgehen. Das Meer ist da und das Gebirge nicht weit.“

Man vereinigte sich auch bald in dem Entschlusse, nach Milelli zu fliehen und zwar mit Eintritt der Dunkelheit. Noch schienen die Feinde nicht ernstlich an eine gewaltsame Handlung gegen die Casa Bonaparte zu denken; aber am nächsten Tage konnte es anders und vielleicht zu spät sein. Eile that also Noth. Der Archidiaconus entschied, daß er mit Jerome und der jüngsten Tochter sich in der Casa Romolino, im Hause von Lätitia's Eltern, welches der Abbé bewohnte, verborgen halten werde, indeß die Uebrigen sich nach dem Weinberge begeben sollten. Man konnte wohl annehmen, daß das Haus des Abbé Fesch, der als Priester unter einem Theile der aufständischen Partei viele Freunde besaß, sicheren Schutz gewähre und um so mehr, wenn es nur das Asyl eines Greises bildete, der sich immer großer Achtung erfreut hatte, und zweier Kinder, an denen keine Schuld zu finden. Freilich, weder die Kinder noch Lätitia fügten sich ohne Widerspruch in diese Anordnung; Jerome wollte in kindlicher Hingebung zum Schutze bei seiner Mutter bleiben, und die Mutter wollte sich nicht von ihren Jüngsten trennen. Doch die allgemeine Sicherheit gebot es. Bei dem Eintreten einer ernsten Gefahr würden die beiden Kinder nur Hemmnisse bereitet haben.

Der trübe, stürmische Tag ging zu Ende, und der gefaßte Entschluß wurde ausgeführt. Zuerst verließen der

Archidiaconus und Jerome mit seiner Schwester das elterliche Haus, um von Bagaglino nach der nicht weit davon entlegenen Zufluchtsstätte geleitet zu werden. Erst als ihre sichere Unterkunft dort durch Bagaglino zurückgemeldet wurde, verließ der übrige Theil der Familie Bonaparte das Haus. Es geschah mit aller unter den Umständen gebotenen Vorsicht. Die bewaffneten Hirten gaben das Geleit und man vermied, die Hauptstraßen zu berühren. Aber die Vorsicht war überflüssig; denn von Ansammlungen Bewaffneter der Peraldi'schen Partei war nichts zu sehen, kaum, daß man einzelnen Männern aus der Stadt begegnete. Das Wetter war zu schlecht, als daß ohne zwingenden Grund Jemand sich aus dem schützenden Hause begeben hätte. Es stürmte gewaltig, und der Regen schlug wild auf die Erde herab.

Durch diese grause Nacht gingen die Flüchtlinge ihrem Asyle zu. Als sie außerhalb der Stadt waren, wo sich der Weg durch die Weingehänge nach dem Meere hinzieht, hörten sie das Tosen der aufgewühlten Fluthen, und die Windstöße heulten um die Felskuppen, die hier und da in die See hineinragten.

„Du Arme!" tröstete der Abbé Fesch seine Schwester Lätitia und schlug den eigenen Mantel dichter um sie; „welche Marter für Dich!"

„Entsetzliches Unwetter!" erwiderte sie. „Wie wird es nur meinem Sohne ergehen! Ach, ich bange nur seinetwegen."

„Noch bangen um den?" sprach Joseph, zwei seiner Schwestern führend. „Nicht übel, Mutter! Müssen wir nicht seinetwegen wie Verbrecher aus unserem Hause, aus unserer Vaterstadt fliehen?"

„Ich suche Napoleon morgen auf," rief Lucian. „Ich will bei ihm bleiben."

„Geh Du; ich nicht," sagte Joseph, der einmal einen gewissen Groll gegen seinen zwar jüngeren, aber als Herrn der Familie geltenden Bruder nicht verwinden konnte.

Immer rasender tobte der Sturm, und die Nacht war so schwarz, daß die Flüchtigen selbst den wohlbekannten Weg zuweilen verloren. Endlich kam man in Milelli an und hatte in dem kleinen Landhäuschen Schutz gegen das Unwetter. Freilich, entbehrungsreich genug war der Aufenthalt hier; denn man pflegte selten in der Villa auf längere Zeit zu wohnen, sondern gewöhnlich nur den Tag hier zuzubringen. Das einzige, nicht allzu geräumige Zimmer des Häuschens besaß nichts an Bequemlichkeiten für einen Nachtaufenthalt. Nicht einmal Licht vermochte man zu machen, da man die Kerzen vergessen hatte. Indeß fügte man sich, so gut es ging, in die Umstände. Lätitia mit ihren beiden Töchtern nahm auf einer großen Matte, welche den Fußboden des Zimmers bedeckte, und die Männer auf den Schemeln Platz, oder streckten sich mit ihren gänzlich durchnäßten Kleidern auf die Fliesen des Bodens. Bagaglino mit den zehn bis zwölf Paesanen kehrte nach der Stadt zurück; er sollte am Morgen die fehlenden Lebensmittel und Kleider nach Milelli schaffen.

Die Nacht verging, und froh begrüßten die Bewohner des Pavillons den ersten Morgenschimmer, der ihnen wenigstens Licht gewährte. Noch immer tobte der Sturm, und der dicke, graue Nebel, welcher sich eingestellt hatte, schien Meer und Wolken in Eins verschmolzen zu haben. Sehnsüchtig erwartete man die Ankunft Bagaglino's, der schon längst wieder zurückgekehrt sein konnte. Immer von

Neuem berieth und besprach man die Lage, und die Unbehaglichkeit, in der sich Alle befanden, drückte sich auch in der Beurtheilung ihres Zustandes aus.

„Wir hätten wohl noch diese Nacht in Ajaccio bleiben können," bemerkte Lucian, als der Abbé sich bemühte, der Trostlosigkeit Lätitia's entgegenzutreten. „Die Gefahr lag fürwahr mehr in der Angst, als in bedrohlichen Anzeichen. Weshalb sollte man uns denn in unserem Hause angegriffen haben?"

„Das meine ich auch," stimmte Joseph zu. „In diesem Wetter unsere Mutter und die Mädchen aus dem Hause zu bringen — abscheulich! Wie das Vieh haben wir hier die Nacht verbringen müssen, naß und frierend, ohne Lager, ohne einen Trunk und einen Bissen!"

„Meine Söhne," rief Lätitia aus. „Ich habe ja nicht in unserer Casa bleiben wollen! Ich bin es ja gewesen, die aus Angst um Euch geflohen ist!"

„Ja wohl, Mutter," sagte Lucian; „aber es war übereilt; Du hättest nicht so furchtsam sein sollen."

„Man würde uns doch nicht ermordet haben," setzte Joseph hinzu.

„Ihr Thoren!" herrschte sie nun der Abbé an. „Worüber beklagt Ihr Euch? Wollt Ihr wieder in die Stadt, nun, so geht! Ich weiß es besser, wie erbittert das Volk auf uns ist und welcher Handlungen die Volkswuth fähig ist. Und wenn man uns auch nicht ermordet haben würde, wer will sich der Schmach aussetzen? Peraldi hätte uns zu seinen Gefangenen gemacht."

Die beiden jungen Männer wollten sich gleichwohl durch diese Worte nicht beruhigen lassen.

„Was sollen wir nur hier?" fragten sie. „Sind wir

hier sicherer? Kann man uns nicht auch hier überfallen, auch von hier verjagen? Und wohin dann?“

„Bist Du es denn nicht gewesen, Lucian, der selbst dazu gerathen hat, nach Milelli zu gehen?“ fragte ihn die Mutter.

„Ja, das habe ich,“ antwortete er; „aber die Eile war nicht nöthig.“

„Wir sollten wohl abwarten, bis es zu spät war?“ warf der Abbé höhnisch hin. „Nun ist's geschehen,“ fuhr er dann in seiner gebieterischen Weise fort, „und es wird sich zeigen, ob wir gut oder übereilt gehandelt.“

Man brach das leidige Gespräch ab, und begann ein neues, nicht anderes, wegen der langen Abwesenheit Bagaglino's. Längst war es vollständig Tag geworden, und noch immer kam er nicht oder einer der anderen Paesanen, um Nachricht zu bringen. Die Unruhe der Familie wuchs, der Hunger peinigte sie. Lucian hatte sich trotz des schlechten Wetters nicht gescheut, das Haus zu verlassen und nach Ajaccio zurückzugehen; aber in die Stadt selbst wagte er sich nicht, zumeist aus Liebe zu seiner Mutter, der er es hatte versprechen müssen. Er kehrte mißmuthig zu den Seinigen zurück, und neue qualvolle Stunden gingen vorüber.

Endlich, gegen Mittag, kam Bagaglino mit einigen Paesanen. Er brachte Lebensmittel, aber auch unselige Kunde. Die französischen Schiffe waren durch den Sturm aus dem Golf getrieben und nichts mehr von ihnen zu sehen. Als man in Ajaccio diese Nachricht am frühen Morgen erhalten, war großer Jubel unter dem Volke ausgebrochen, und zugleich, als hätte dieser Unfall der Feinde die Thatenlust gesteigert, hatte man um so heftigere Verwünschungen gegen die Bonaparte's ausgestoßen. Man war in

großer Masse vor das Haus gezogen, eben als Bagaglino mit den zusammengesuchten Sachen sich zum Fortgehen anschickte. Man schrie, man fluchte, man wollte in das Haus dringen, und Marius Peraldi selber war da und reizte die Menge auf, sich der Bonaparte'schen Familie zu bemächtigen, um vor Verrath sicher zu sein. Da hatte Bagaglino die Thür geöffnet und dem Peraldi zugerufen, daß das Nest leer sei, daß Niemand mehr sich in der Casa befinde. Man schrie Verrath nach dieser Mittheilung, und der Ingrimm der Menge steigerte sich, als sie erfuhr, daß sich derselbe nicht mehr gegen die verhaßten Personen richten könne. Bagaglino wurden die Sachen weggerissen, und dies bildete das Zeichen eines allgemeinen Sturmes auf das Haus. An Widerstand war gegen die ungeheure Uebermacht nicht zu denken. Die Paesanen mußten der furchtbaren Zerstörung, die nun in der Casa Bonaparte begann, zuschauen, und sie begaben sich aus derselben fort, die Kunde des Geschehenen nach Milelli zu bringen.

Das Entsetzen darüber war allgemein; die Mädchen jammerten laut und Lätitia rang die Hände.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief sie aus und flehte zum Himmel empor. „Sollen wir denn so elend zu Grunde gehen!“

Die beiden Söhne waren sprachlos. Ihre Meinung vom Morgen war durch diese Nachricht grausam widerlegt und sie fühlten sich gedemüthigt. Der Abbé erinnerte sie auch nur zu oft an ihre Niederlage, indem er, um als Aeltester Muth einzuflößen, jedes Jammergeschrei mit den Worten abschnitt: „Danken wir Gott, daß wir noch rechtzeitig aus dem Hause waren. Man hätte uns sicherlich umgebracht!“

„Und Du hast wirklich gesehen, Bagaglino, daß unser Haus so vernichtet worden ist?“ fragte die Mutter wieder.

„Ja, leider! Es ist Alles kurz und klein geschlagen worden,“ entgegnete er. „Wie die Räuber haben sie darin gehaust, und der saubere Peraldi war ihr Anführer.“

„Der Schurke!“ rief Lucian drohend aus. „Aber es soll ihm nicht geschenkt werden! Wenn mein Bruder wieder nach Ajaccio kommt, wird es ihm schlecht gehen. Auch ich werde ihn zu finden wissen.“

„Ja, ja, junger Mann,“ sagte Bagaglino, „das kann wohl einmal kommen; aber jetzt ist Peraldi's Zeit, und wir können Nichts gegen seine Macht. Doch das Stück ist nicht zu Ende, Signor Abbate,“ redete er dann Fesch an. „Ihr könnt hier nicht um Verlorenes jammern und vergessen, daß die Gefahr größer statt kleiner geworden.“

Lätitia hob betroffen das Haupt zu dem martialischen Hirten empor und ihre Thränen zurückhaltend, fragte sie ihn:

„Was meinst Du denn? O, mein Gott, glaubst Du, daß wir auch hier nicht bleiben können?“

„Ich denke,“ antwortete Bagaglino, „Marius Peraldi wird Milelli nicht vergessen.“

„Schrecklich! Schrecklich! Wohin denn endlich, um Ruhe zu finden. Ach, und meine Kinder! Sie werden bei Onkel Lucian nichtsicher sein.“

„Nur nicht verzweifeln, Schwester,“ nahm nun der Abbé das Wort. „Gott wird die Kinder schützen, da wir es nicht können. Aber uns müssen wir in bessere Sicherheit zu bringen suchen, als sie dieses Häuschen vor den Thoren Ajaccio's gewährt.“

„Wenn nur ein Schiff da wäre, uns nach Bastia zu bringen,“ bemerkte Joseph kleinlaut. „Das wäre das Beste.

Denn überall, wo die Paolisten herrschen, wird man uns wie Landesfeinde behandeln, so weit ist es ja gekommen."

„Fliehen, von hier wieder fliehen," rief Lätitia, „ohne daß wir irgend eine Nachricht von Napoleon haben? ohne daß er weiß, wo er uns finden kann?" —

Die Mutter hing so sehr an ihrem Sohne, daß sie dieser Gedanke an die Ungewißheit seines Geschicks und einer Wiedervereinigung mit ihm lebhafter beschäftigte, als die Fortsetzung ihrer Flucht. Lätitia war nicht ohne persönlichen Muth, wenn die Gefahr ihn herausforderte. Ihren Sohn Napoleon seinem Schicksale zu überlassen, nur um sich zu retten, dagegen sträubte sich ihr mütterlicher Stolz. Wenn sie auch völlig unfähig war, Napoleon in seiner Unternehmung zu helfen, so sollte er doch nicht in der Zuversicht sich getäuscht fühlen, daß seine Familie ihn als ihr Haupt ehre und die Rücksichten gegen ihn nicht außer Acht lasse, selbst in dem Falle der Noth. Frau Bonaparte dachte nicht mehr an Flucht, sobald die Frage in ihr aufgetaucht war, was aus ihrem Sohne im Thurm von Capitello geworden. Wenn die Flotte verschlagen, so konnte Napoleon sich in dem Thurme abgeschnitten befinden. Die Feinde konnten ihn überfallen, ehe er Hilfe erhielt; sie konnten ihn tödten oder gefangen nehmen und ihn in seine Vaterstadt wie einen Verräther führen — o, Marius Peraldi und die Pozzo's waren dessen fähig. Und da sollte sie fliehen? —

„Freunde," wandte sie sich zu den Hirten, die auf den Fliesen ein Feuer angemacht hatten und für die Familien einen warmen Imbiß bereiteten, „wir müssen Gewißheit über das Schicksal meines Sohnes erlangen. Wenn ich nur weiß, wo er sich befindet, dann bin ich beruhigt, und

ebenso muß er in Kenntniß davon gesetzt werden, welches Geschick uns ereilt hat.“

„Wir werden nach dem Thurm von Capitello zu gelangen suchen,“ entgegnete Bagaglino, der getrocknetes Ziegenfleisch in Streifen schnitt und in das kochende Wasser that. „Es kann ja auch sein, daß die Flotte bald wieder zurückkehrt. Wer kann bei diesem Unwetter etwas sehen und erfahren!“

„So ist es, Bagaglino,“ sprach Lätitia in ruhigem Tone; „Napoleon muß, wenn er überhaupt noch im Thurme ist, Nachrichten von uns erhalten, und Du bringst uns von ihm solche zurück. Erst dies, erst dies — alles Andere mag dann kommen, wie Gott es beschließt.“

„Laß mich mit nach dem Thurme gehen, Mutter,“ rief Lucian aus; „wo Napoleon mir nahe ist, brauchst Du nicht um mich besorgt zu sein.“

Sie nickte beipflichtend und sagte, indem sie den Abbé wie fragend ansah:

„Geh' mit Bagaglino, mein Lucian; Dein Bruder wird sich freuen, wenn Du ihn aufsuchst.“

Indessen war das Mahl fertig geworden und bei dem großen Hunger erwiesen Alle ihm Ehre. Der warme Brei der Mehlsuppe mit dem gekochten Ziegenfleisch that Jedem wohl nach dem langen Fasten und dem Unbehagen der kalten Regennacht. Noch immer stürmte es draußen, und der Regen strömte herab, so daß trotz des Rauches das Feuer in dem Zimmer unterhalten wurde.

Aber das Unwetter hielt die Hirten und Lucian, der seine Büchse übergeworfen hatte, nicht ab, den Weg nach dem etwa zwei Stunden entfernten Thurme von Capitello zu machen. Kaum waren sie jedoch aus der Thür des

Pavillons getreten, als sie mit einem anderen der Bonaparte'schen Hirten zurückkehrten, der aus Ajaccio mit neuen und womöglich noch aufregenderen Nachrichten kam, als Bagaglino ein paar Stunden zuvor.

„Rettet Euch!" rief derselbe hastig beim Eintritt, „in kurzer Zeit kann ein Haufe Bewaffneter hier sein. Marius Peraldi hat Euch den Untergang geschworen — ich weiß es von Vittoria Pozzo, seiner Schwester, die mich mit der Bitte zu Euch schickte, zu fliehen!"

Sprachlos hörte man diese neue Schreckensbotschaft mit an. So war denn also das Schlimmste, was man befürchtet, eingetreten. Man mußte, wollte man nicht in die Hände eines wüthenden Volkshaufens fallen, auch den elenden Schutz des Pavillons in dem Unwetter aufgeben. Der Abbé Fesch war der Erste, der zu einem Entschluß gelangte. Aber Lätitia zeigte sich wenigstens jetzt gefaßter und thatkräftiger als das erste Mal.

„Ja, wir wollen fliehen, weil wir müssen," sagte sie; „aber Du, Lucian, und Du, Bagaglino, Ihr macht Euch trotzdem nach dem Thurm von Capitello auf, um meinem Sohne das Vorgefallene mitzutheilen!"

„Ach, Signore Bonaparte," hob der Hirt von Neuem an. „Dann eilet, ehe es zu spät ist! Euer Sohn ist abgeschnitten vom Meere im Thurm, und Pozzo di Borgo rückt mit einigen Hundert Bewaffneten an, um ihn gefangen zu nehmen. Sie wollen ihn als Verräther vor's Kriegsgericht stellen und erschießen."

„O, die Elenden!" stieß Lucian hervor und zornig ließ er seinen Büchsenkolben auf die Steine schlagen. „Aber es soll ihnen nicht gelingen! Wir werden meinen Bruder retten!"

„Ein Schiff müssen wir nach dem Thurme zu bringen suchen,“ sagte Bagaglino. „Von den Blutinseln, wo wir Alles vorfinden, wird es nicht schwer sein, nach Capitello zu gelangen, wenn nur der Sturm sich legt.“

„So handele, wackerer Bagaglino,“ rief Lätitia mit dankbarem Blick. „Sag' meinem Sohne, daß wir im Buchwald hier bei Milelli, am Strande, auf eine Nachricht von ihm warten werden — weiter gehe ich nicht. Er soll uns sagen, was wir thun sollen.“

„Hier im Walde sollen wir uns umhertreiben?“ fragte Joseph unmuthig.

„Hier im Walde, ja, mein Sohn Joseph — er bietet Höhlen und Geklipp, die uns vor unseren Verfolgern schützen können.“

„Du hast Recht, Lätitia,“ entschied nun auch der Abbé. „Wir haben hier in der Nähe größere Sicherheit, als anderswo. Zu Lande könnten wir ohne Gefahr doch nirgends hingelangen, und hier haben wir Freunde, die uns im günstigen Augenblicke über das Meer zu retten vermögen.“

In wenigen Minuten war man zur That geschritten. Während Lucian und Bagaglino sich nach den Blutinseln begaben, wo viele der Hirten der Bonaparte's ihre Heerden hielten, ging die Familie Bonaparte unter Regen und Sturm flüchtig in den dichten und felsreichen Buchwald, der sich längs des Ufers hinzog, beschützt von dem halben Dutzend treuer Paesanen, die zurückgeblieben waren.

XII.

Die Flucht.

Während die Familie Bonaparte schutzlos aus ihrem Hause in den Buchwald getrieben wurde, war Napoleon in einer nicht minder verzweifelten Lage. Mit ungefähr fünfzig Mann hatte er den Thurm von Capitello besetzt gehabt und gedachte von hier aus zu Lande mit Erfolg gegen das Castell von Ajaccio vorzugehen. Gerade vor dem Tage, da der entscheidende Coup von ihm mit Hilfe der Flotte geführt werden sollte, war der Orkan ausgebrochen, und zu seinem Schrecken sah er am Morgen nichts mehr von den französischen Schiffen. Aber er zweifelte nicht an der Rückkehr des Geschwaders und blieb daher in dem Thurme; auch gebot dies die eigene Sicherheit, da er mit seinem kleinen Trupp Soldaten Nichts gegen die zahlreichen Corsen, welche die Citadelle und die Stadt Ajaccio besetzt hielten, zu unternehmen vermochte. Ein Schiff besaß er nicht; auch tobte der Sturm mit ungebrochener Wuth weiter und machte das Meer zu einer sicheren Todesgefahr. Napoleon verhehlte sich die Schwierigkeit seiner Lage nicht einen Augenblick, nachdem er die Abwesenheit der Flotte bemerkt. Er war abgeschnitten, ohne Hilfe, und was das Schlimmste war, ohne Lebensmittel. Eine Belagerung in dem Thurme, der wohl fest und gut zu vertheidigen war, konnte doch bei einiger Energie der Angreifer ein übles Ende für ihn nehmen, und daß die Corsen, welche die Besetzung des Thurmes erfahren haben mußten, mit dem Angriffe unter so günstigen Umständen nicht säumen würden, bezweifelte er nicht.

Vorsorglich für alle Fälle, schickte er denn Cervoni, seinen

treuen Kameraden auch bei dieser Gelegenheit, schon in der Frühe nach Proviant aus. Aber der junge Officier durchstrich mit seinen Mannschaften vergeblich das Land rings umher; es gab keine Dörfer in der Nähe, und die Heerden, welche hier wohl zu weiden pflegten, waren bei dem grauenvollen Wetter in ihren Schutzorten geblieben. Allzuweit durfte sich Cervoni auch nicht von dem Thurme fortwagen und so kehrte er, etwa um dieselbe Zeit, als nach Milelli die Nachricht von dem Aufbruch Peraldis und Pozzo di Borgo's kam, zu Napoleon zurück, ohne mehr mitzubringen, als ein elendes corsisches Pferd, welches die Patrouille einem Landmanne auf der Straße nach Ajaccio weggenommen hatte.

Napoleon, Commandant von Capitello, vernahm mit großer Unruhe diesen traurigen Ausfall der Requisition; denn seit dem Tage zuvor gab es kein Brot und kein Fleisch mehr für seine Mannschaften, und der quälende Hunger ist der schrecklichste Rebell. Er verzagte indessen noch nicht; sobald sich nur der Sturm legte, mußten die französischen Schiffe ihm Hilfe bringen. Mit dem Feuer seiner Beredsamkeit beruhigte und ermuthigte er auch die Truppen, denen er das Pferd zum Essen überließ.

Gleichgiltig gegen Sturm und Regen stand er mit Cervoni oben auf der hohen Plattform des alten Thurmes und schaute sehnsüchtig nach den Schiffen aus. Nichts war zu sehen, als ringsum Nebel und Grau. Gegen den Fuß des felsigen Gemäuers schlug wild und tosend die Brandung, deren Schaum bis zu ihm hinauf spritzte. Von Zeit zu Zeit schwieg der Sturm und der Regen ließ dann nach; aber mit gewaltigen Stößen erhob er sich immer wieder von Neuem und machte jede Hoffnung zu Schanden.

Qualvolle Stunden verflossen so, qualvoll wie die, welche

Lätitia mit ihren Kindern während der Nacht in Milelli verbracht hatte. Ungeduldig stampfte Napoleon mit dem Fuße, und der Zorn in seinem Antlitz schien den unbändigen Elementen Gehorsam abzufordern. Er strengte seinen erfinderischen Geist an, um dieser Lage sich entziehen zu können; aber die Vernunft belehrte ihn, daß kein Entschluß etwas bessere.

Da sah er durch das einförmige Grau längs des Buchwaldes eine Masse von Bewaffneten erscheinen und in demselben Moment Geronimo Pozzo mit einem Haufen corsischer Nationalgarden auf das Thor des Thurmes zustürzen.

„Ha!“ schrie er auf und riß seine Pistole aus dem Gürtel, „sollte das Thor offen geblieben sein gegen meinen Befehl?“

Aber das Thor war geschlossen; die Stürmenden, welche ihn überrumpeln zu können geglaubt, sahen sich enttäuscht und ihr wildes Rufen belehrte Napoleon hinlänglich darüber.

„So mögen sie sich denn die Köpfe an diesen Mauern einrennen,“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Komm, Cervoni, zu unseren Leuten im Hof.“

Er wollte die Stufen hinuntersteigen, als eine Kugel in das Gesims des Thurmes schlug und Pozzo's Stimme von unten vernehmbar ward.

„Du Hund!“ rief er. „Ich werde Dich aus dieser Falle nicht wieder herauslassen. Hängen sollst Du, wenn ich Dich fasse — hängen da oben am Thurm, daß man Dich Stück um Stück abfaulen sehen soll! Und mein Weib Vittoria, ich werde sie dann hierherführen, damit sie den Treulosen, der, wie sie, sein Vaterland verrathen hat, als Speise für die Geier wiederfindet!“

Napoleon hatte die Worte wohl gehört. Der höhnische,

trotzige Zug, mit dem er anfangs um sich schaute, war mit dem Namen Vittoria einer düsteren Miene gewichen. Wie ein Schuldbewußter stand er da und seine Augen starrten in's Leere. Ein brennender Schmerz durchzuckte sein Inneres; denn das fast erstorbene Andenken an Vittoria belebte sich wieder, und ihm war, als rufe es ein Schuldbewußtsein in ihm wach.

„Geh, Cervoni, geh hinunter und bleibe bei den Truppen," stammelte er. „Es ist nichts zu besorgen, als das Thor zu bewachen. Ich komme bald — noch muß ich Luft, Athem schöpfen, hier am Meere."

Cervoni schüttelte das Haupt, indem er die Stufen hinabschritt.

„Freund," sagte er im Gehen, „Du wirst Dir doch diese Drohung nicht zu Herzen nehmen?"

Bonaparte setzte sich auf die Steinstufe, welche der breiten Plattform am nächsten war, und stützte sinnend seinen Kopf in beide Hände.

„Vittoria!" sprach er vor sich hin. „Warum macht Dein Name, bei dem ich sonst vor Freude erbebte, mir jetzt Schmerz! Habe ich denn treulos gegen Dich gehandelt? O nein, nein, ich habe es nicht. Ich entsagte Deinem Besitz, weil er unmöglich war, und kein Vorwurf kann mich deswegen treffen. O, ich liebe Dich wohl noch, ich fühle es jetzt, in dieser Stunde, in diesem Grausen der Natur, welches für die Wildheit meiner Empfindungen noch nicht genug tobt und wüthet. Daß Du dieses Menschen Weib geworden, daß Du an Den gekettet worden bist und vielleicht täglich darum jammerst — ja, das hat den höllischen Schmerz hervorgebracht. Arme, arme Vittoria! Nein, nein!" rief er dann heftig aus, nicht treulos war ich gegen Dich

und nicht ein Verräther bin ich gegen mein Vaterland. Ist nur der Rebell ein Patriot? Kein corsischer Patriot will ich mehr sein, sondern ein Franzose, ein Streiter für die Freiheit, ein Republikaner! Geht Ihr Eure Wege hinter einem Greise her, der die verschwundene Zeit der corsischen Unabhängigkeit nicht vergessen kann — ich folge Euch nicht. Ich kenne ein höheres Ziel, ein größeres Verlangen, es ist ein strahlender Stern, dem ich nachgehe."

In Aufregung erhob er sich und schritt auf die Plattform zurück. Er lugte vorsichtig über die Brüstung nach den Feinden, ohne jedoch von ihnen etwas zu sehen.

„Sie werden da im Busch Kriegsrath halten," sagte er. „Gut, denkt Ihr den Fuchs zu haben und schon sein Fell verkaufen zu können, so wird er Euch noch die Zähne zeigen. Du elender Pozzo — wenn Dich eine Kugel aus meiner Pistole träfe, ich jauchzte auf vor Lust! Du und Peraldi — oder ich — zusammen können wir nicht wieder leben. Ihr oder ich, das wird sich entscheiden!"

Napoleon stieg nach dem kleinen Hof hinunter, der sich an den Thurm anschloß und nach dem Meere hinführte. In dem oberen Geschoß gab es ringsum Schießscharten, die meisten freilich nach dem Meere zu gerichtet, da die Genuesen einst diese Thürme gegen die Seeräuber aufgeführt hatten.

Hier hatte Cervoni den größten Theil der Mannschaft versammelt, um von oben herab aus den Luken auf die Angreifer zu feuern, sobald dieselben von Neuem sich heranwagten. Im Hofe standen Posten hinter dem schweren Holzthor, gegen welches sich der erste Angriff Pozzo's gerichtet, und andere auf dem geschützten Mauerwall, der nach der Seeseite gerichtet war.

So widerstandskräftig auch die Position immerhin war, Napoleon verkannte das Bedenkliche derselben nicht. Als er Tags zuvor von der Flotte sich fortbegeben und diesen Thurm von Capitello besetzt hatte, war die Verabredung mit dem Commandeur getroffen worden, am Morgen das Bombardement auf die Citadelle mit Energie auszuführen, indeß zu Lande die kleine Schaar einen Handstreich gegen die Veste zu unternehmen wollte. Dieser Plan war durch den Sturm zerstört worden; die Flotte war in's Meer hinaus verschlagen, und die Corsen hatten durch die Umzingelung des Thurmes nicht nur jede Unternehmung auf die Citadelle hin, sondern auch jede Entfernung aus dem Thurme unmöglich gemacht, man hätte einen ungleichen Kampf mit ihnen bestehen müssen. Selbst wenn jetzt Schiffe dem kleinen Trupp zu Gebote gestanden hätten, so würde, ganz abgesehen von dem andauernden Sturme, der das Meer peitschte, eine Flucht auf ihnen immer noch ein gefährliches Wagstück gewesen sein, da die Corsen zu beiden Seiten der Mauern des Thurmhofes der See so nahe kommen konnten, daß ihre Büchsenkugeln die Abstoßenden sicher erreicht hätten. Dies war jedoch das Schlimmste nicht. Da Napoleon eben den Aufenthalt im Thurm nur für eine Nacht in Absicht genommen und die stete Verbindung mit der Flotte vorausgesetzt worden, so hatte man Nichts mitgenommen, was für ein halb hundert Menschen bei einer Versorgung auf mehrere Tage sich als nothwendig erwies. Es fehlte nicht nur Essen, sondern auch Trinkwasser; die Cisterne im Hofe war längst verschüttet. Wie geringen Erfolg Cervoni mit seiner Requisition am Morgen, gerade noch zur rechten Zeit gehabt, ist schon bemerkt worden. Die alte Mähre hatte ihr schnelles Ende gefunden,

die Mannschaften hatten ihren Widerwillen gegen das Fleisch überwunden, weil der Hunger sie gequält. Aber was nützte das Fleisch ohne Brod, ohne genießbares Wasser, ohne Kochgeräth und Salz? Selbst die Truppen genossen nicht alle von dem Braten, den Einige der Leute am Bajonnet zubereitet hatten und dem man durch Zusatz von Pulver einen Geschmack zu geben versuchte. Sie beherrschten, wie ihre beiden Officiere, den Hunger und hofften auf baldige Erlösung durch Wiedererscheinen der Flotte, unter deren Kanonenschutz man sich würde einschiffen können. Aber wie dann, wenn der Sturm anhielt und die verschlagenen Schiffe vielleicht gar Schaden genommen? Es war wohl eine peinliche Lage und geeignet, den kühnen Anführer dieser Schaar Franzosen niederzudrücken.

Es kam die Nacht und mit ihr noch einmal die Hoffnung, daß aus ihrem dunklen Schoße ein besserer Tag hervorgehen werde. Auch bewirkte die Gefahr eines Angriffs von Seiten der keinen Büchsenschuß entfernt im Walde liegenden Corsen eine Aufregung, welche die Zeit kürzte und die militairische Wachsamkeit reizte. Ueberall versahen die Posten ihren Dienst und namentlich die Hofumwallung wurde sorgsam bewacht, da sie, wenn auch an zwanzig Fuß hoch, doch die Möglichkeit eines Ersteigens dem Feinde darbot. Napoleon und Cervoni hielten sich selber bei den Mannschaften auf und waren zum Kampfe bereit. Aber man hörte und sah nichts von den Corsen und bei dem Regen und Sturm war dies auch eine Unmöglichkeit. Desto gefährlicher allerdings hätte der Feind sein können. Er konnte sich heranschleichen längs des Ufers bis nach den Hofmauern und von beiden Seiten zugleich einen Ueberfall wagen, indeß er von vorn das Thor angriff, um die Aufmerksamkeit der

Belagerten dort zu concentriren. Napoleon war auf seiner Hut; er oder sein Freund machten längs der Mauer von Viertelstunde zu Viertelstunde eine Runde und strengten ihre Augen an, das Dunkel zu durchdringen.

Wohl zehnmal hatte Bonaparte schon seinen Rundgang gemacht, ohne etwas zu bemerken; da auf dem letzten schien es ihm, daß sich vor dem Thurme auf dem Meere ein Boot zwischen der Brandung bewege. Fast konnte er bei diesem Sturm und Wetter nicht glauben, daß sich das Fahrzeug mit Menschenkraft durch die Wogen arbeite. Sein scharfer Blick täuschte sich indeß nicht; der dunkle Punkt, der auf der weißschäumenden Brandung zuweilen erschien und dann wieder verschwand, war unzweifelhaft ein Boot, und durch das Tosen der See schien es ihm, als vernähme er Männerstimmen. Er faßte den nächsten Posten am Arme und zeigte ihm den dunklen Gegenstand, der vor der Brandung nicht näher zu kommen vermochte.

„Ist dies ein Schiff mit Menschen?" fragte er ihn.

Der Soldat starrte in die See und machte dabei sein Gewehr schußfertig.

„Ja, es ist ein Boot, Capitain," entgegnete dieser; „es ist kaum noch zehn Schritt von der Mauer, und ich sehe ganz deutlich dunkle Gestalten."

„Verwegen!" murmelte Napoleon, „sie benutzen den Sturm, um von der See aus uns zu überfallen! Es sind Teufel, die über die Meergründe kommen!"

„Soll ich Feuer geben, Capitain?" fragte der Posten.

„Ruf an!" befahl Napoleon und nahm selbst seine Pistolen aus dem Gürtel. „Sie sind Kinder des Todes, wenn sie nicht antworten. Aber ruf' an — es können ja," setzte er, von einem anderen Gedanken plötzlich erfaßt, hinzu, „Leute

von der Flotte sein, die zu uns abgeschickt werden, am Ende gar Verschlagene, Schiffbrüchige."

„Jetzt rief der Posten sein „Qui vive!" durch die Nacht und den heulenden Sturm hinunter nach dem Boot, welches schon dicht am Fuße der Mauer war und das eine neue Woge an die Steine schleudern und zerschellen konnte. Der Anruf brachte im Thurm eine sichtliche Aufregung hervor, und die Truppen, die nicht auf Posten waren, stürzten herbei. Unten im Boot aber, wo man offenbar noch nicht gewußt, daß man bemerkt worden, winkte auf den Anruf Jemand mit einem weißen Tuche, und als einen Augenblick die Brandung Athem zu schöpfen schien, hörte man eine Stimme hinaufschreien:

„Lucian!"

„Halt!" sagte jetzt Napoleon in höchster Bewegung. „Das ist, irre ich nicht, die Stimme meines Bruders Lucian. Rettet die Unglücklichen, die nicht landen können!"

Aber wie retten, wie zu dem Boot gelangen, welches zwischen Meer und Mauer in noch größerer Gefahr schwebte als auf den stürmischen Wogen? Eine Thür führte nach der See und dicht vor dieselbe hatte die Brandung das Fahrzeug getrieben. Aber diese Pforte war verschlossen, seit Jahren vielleicht nie mehr geöffnet gewesen. Napoleon zögerte dennoch nicht, das einzige Hilfsmittel anzuwenden.

„Alle auf Posten!" rief er in den Hof und zu den Wachen; dann krachte sein Schuß und zerschmetterte das morsche Holz am Schlosse. Ein Kolbenschlag genügte, das Thor aufzusprengen, und wild schäumte sogleich das Wasser in die Oeffnung. Aber auch das Boot, dem kräftige Hände trotz des wüthenden Elements Richtung und Halt gaben, tanzte mit seiner Spitze in die Oeffnung und war mit

einem Ruck von Seiten der Soldaten aus dem Bereich der Brandung, im Hofe selbst.

„Lucian! Bagaglino!“ stieß Napoleon voll freudigen Schreckens hervor, indem er seinen Bruder umarmte. „O, kommt, kommt, Ihr Aermsten, und trocknet Euch im Thurmzimmer!“

Er wollte sie mit sich fortziehen, aber Bagaglino wehrte dem, indem er in seiner trockenen Weise sagte:

„Halt, Halt, Signor! Wir haben keine Spazierfahrt gemacht und ich dächte, Euch bereitet der Aufenthalt hier in der Mausefalle auch kein Vergnügen!“

„Ja, Bruder, wir sind gekommen, Dich zu retten. Man hat Dir den Tod geschworen; unser Haus ist von Peraldi's Bande gestern vernichtet worden; wir Alle sind geflüchtet, und die Mutter irrt im Buchwald umher, um Dich erst gerettet zu wissen.“

„O, mein Gott!“ rief Napoleon aus. „Welche fürchterlichen Hiobsposten! O, ich verfluche dieses Land, in dem ich zum Unglück geboren bin!“

„Wie?“ sagte nun auch Cervoni zu den völlig durchnäßten, kühnen Schiffern, „Ihr seid mit Absicht in solcher Nußschale in das stürmende Meer gefahren?“

„So ist es, Herr,“ sprach Bagaglino. „Sechs Stunden haben wir gerudert, um eine Stunde Wasserweg zu machen. Aber,“ wandte er sich zu Napoleon, „eilt, eilt, daß wir mit der Tagesfrühe Eure arme Mutter wiederfinden.“

„Ich soll eilen?“ versetzte Napoleon vorwurfsvoll. „Fliehen soll ich und meinen Posten verlassen? Was denkt Ihr Euch?“'

„Du mußt!“ sagte Lucian bestimmt. „Oder sag' uns, was wir thun sollen, wohin wir uns zu retten haben? Die

Mutter unternimmt nichts eher, als bis sie von Dir Nachricht erhalten hat."

„So flieht doch, wenn man uns denn einmal von Haus und Hof gejagt hat," entgegnete Napoleon. „Was soll ich Euch denn sagen?"

„Und Du?" fragte Lucian. „Was willst Du? Wenn Dich nun Pozzo mit seinen Bewaffneten angreift —"

„Er ist hier," unterbrach ihn sein Bruder. „Er will mich hängen, wenn er mich fängt."

„Nun? Und wenn die Flotte Dich nicht bis dahin befreien kann, was dann?"

„So verhungere ich hier," murmelte Napoleon düster vor sich hinblickend. Dann, als sei er zum Entschlusse gekommen, sprach er zu Cervoni gerichtet:

„Und doch, es ist wahr; ein Entschluß muß gefaßt werden, nun sich diese Gelegenheit darbietet. Ich kann diese Position, wenn morgen die Flotte nicht kommt, keinen Tag mehr halten. Kein Essen, kein Wasser — wir müssen uns füglich auf Gnade und Ungnade ergeben."

„Eine verzweifelte Lage, Freund," sagte Cervoni. „Fliehe, ich bleibe hier."

„Du? Ebenso wenig als ich. Hört mich an, Franzosen," rief er dann zu den im Hofe versammelten und auf Posten stehenden Mannschaften. „Wir können in diesem Thurme uns nicht lange mehr halten, denn der Hunger greift uns mit seiner Uebermacht an. Wir können uns nicht mit Erfolg und nach irgend einem schützenden Orte durchschlagen, denn die Feinde ringsum metzelten uns nur nieder wie Aehren, die der Schnitter mähet. Ihr seht, noch wüthet der Sturm — es ist nicht zu hoffen, daß eins unserer Schiffe morgen uns Erlösung brächte. Deshalb, Ihr Braven, sag' ich Euch

Folgendes: Ihr capitulirt am Morgen, und als Kriegsgefangene wird Euer Loos nicht schlimm sein. Ich und Cervoni, wir vertrauen uns dem elenden Boote an, mit dem mein Bruder und ein kühner Hirt sich durch den Sturm hierher gewagt, um uns zu retten. Denn mich verfolgen meine Todfeinde, und ich komme um, wenn ich in ihre Hände falle, vielleicht auch Cervoni, weil er mein Freund und weil er ein Corse ist. Auch habe ich Pflichten gegen meine Familie, die aus unserem Hause in Ajaccio getrieben ist und jetzt hier im buschigen Bergland umherirrt, verlangend nach mir. Soldaten, seid Ihr mit dem zufrieden, was ich Euch vorschlage?"

Nach einigen Secunden vernahm man ein Gemurmel welches die Zustimmung der Truppen auszudrücken schien.

„Wir haben Unglück und Mißgeschick gehabt," hob Napoleon noch einmal an; „aber können wir gegen die entfesselten Elemente und gegen die tückische Macht des Hungers uns mit unserer Tapferkeit retten? Nein, Freunde, nur deshalb will ich Euer Unglück enden, und mit meinem Mißgeschick capituliren. Es giebt vielleicht noch einmal Revanche für diese Niederlage, die wir erleiden müssen — ich führe Euch vielleicht ein andermal zu Sieg und Ruhm! Zürnt nicht mir über dieses Unglück. Wahrlich, Ihr seht, ich verlasse Euch, indem ich Euch nicht zu helfen weiß, nicht aber Feigheit mich leitet. Diese Flucht auf dem wilden Meere — ist es nicht ein Kampf um Tod und Leben? Kann ich nicht mit dieser elenden Nußschale hier vor Euren Augen gegen die Felsen geschleudert, unter einer Wasserwoge begraben werden? So zu fliehen, heißt beinahe in den Tod rennen! — Doch gönnt den Feinden nicht den Triumph, daß sie mich im Angesicht vor Euch niederschießen. Gebt Acht, besetzt

die Mauern — es könnte sein, daß der Schuß die Feinde herbeigelockt hat, daß sie unser Fahrzeug sehen, vielleicht gar im Bündniß mit einer tückischen Welle es fangen können: Duldet es nicht, Franzosen! Erspart mir diesen Schimpf!"

Er ordnete noch einmal die letzten Vorsichtsmaßregeln an und bestieg dann mit Cervoni das Boot. Die Soldaten, welche große Anhänglichkeit an den jungen Officier besaßen, sahen mit Sorgen und Mitgefühl ihn sich anschicken, kühn sein Leben den zürnenden Wellen anzuvertrauen. Gewehr im Anschlag standen sie hinter der Mauerbrüstung, um irgend einen Angriff auf das Schiff von Seiten der Corsen abzuwehren. Freilich, nur auf's Gerathewohl hin konnten sich die Schüsse der Feinde auf das Boot richten, wenn sie von dem Vorgang überhaupt eine Kenntniß erhalten hatten. Denn die Nacht war dunkel und Sturm und Regen herrschten wie zuvor — wie wollte man da in einiger Entfernung in der aufspritzenden Brandung noch Boot und Menschen unterscheiden können!

Die Schebecke war gerichtet, um aus der Pfortenöffnung in die See hinausschießen zu können; die vier verwegenen Insassen hatten ihre Posten eingenommen, der eine am Steuer, zwei auf den Ruderbänken, Napoleon mit der Pistole in der Hand am Ende.

„Lebt wohl!" grüßte er im Tone dumpfen Schmerzes seine zurückbleibenden Leute — ein Stoß und das Boot flog wie ein abgeschnellter Pfeil auf der rückströmenden Welle in die zischende See, tauchte auf, tauchte nieder und war von der Mauer aus nicht mehr zu sehen. Kein Schuß erfolgte — die Feinde waren vielleicht nicht einmal zur Stelle und ahnten nicht, daß der Commandant des Thurmes von Capitello entwichen war.

Mit einigen mächtigen Wogen der Brandung war die Schebecke vom gefahrvollen Ufer glücklich weggeschleudert worden. Zwischen den Fluthenbergen tanzte sie auf und nieder; aber Bagaglino am Steuer regierte sie mit gewaltiger Hand und wußte geschickt mit der Spitze des Kahnes die sich aufbäumende Welle abzufangen, so daß ihre unheilvolle Kraft gebrochen wurde. Alle Kraft der Rudernden spottete freilich der Macht der wild durcheinander sich wühlenden Wellen; aber sie half doch, das Boot obenauf zu halten und, wenn auch langsam, vorwärts zu kommen. Von dem dunklen Schatten des Thurmes war Nichts mehr zu bemerken und zuweilen schien es, als stelle das Meer die rhythmische Bewegung seiner Fluthen wieder her, so daß den Schiffern ein Augenblick der Erholung gegönnt wurde.

Als der Tag langsam anbrach, ließ der Regen und auch der Sturm sichtlich nach. Nur in größeren Zwischenräumen erfolgten noch die Stöße; aber das eintönige Grau, als wenn man in Wolken lebte, verschwand und das Auge konnte wieder einen Horizont finden. Die vier Flüchtigen trieben nicht allzufern vom Ufer hin und bemühten sich, demselben näher zu kommen. Von Weitem war der Thurm von Capitello der Merkstein, der ihnen anzeigte, daß sie auf der richtigen Uferseite sich befanden. Hier mußte Lätitia mit ihren Kindern sich aufhalten, wie sie gesagt hatte. Mühselig näherte man sich dem Strande, spähend fort und fort, ob von den Gesuchten nicht etwas zu entdecken sei. Aber kein Mensch war hier zwischen Busch und Fels zu sehen, kein Zeichen, daß Lätitia von irgend einem Versteck das Boot mit ihren beiden Söhnen bemerkt habe.

An einer günstigen Stelle landete man. Das Meer

hatte hier einen Einschnitt mitten in den Buchwald gemacht und gewährte den Ermatteten Schutz gegen die noch immer wild erregte Fluth. Napoleon war unfähig, sich noch aufrecht zu halten — er verlangte nach einer Stunde Schlaf; er wollte einen Platz zwischen den Felsen suchen, wo er seinem ermatteten Körper eine kleine Erholung gönnen konnte. Cervoni war nicht minder bis zum Tode erschöpft — seit zwei Tagen war kein Schlaf über sie gekommen und keine Nahrung hatte sie gestärkt. Eine Gefahr konnte man nicht so schnell vermuthen; denn selbst wenn Geronimo Pozzo bei der Capitulation der Besatzung des Thurms von Capitello schon gehört haben sollte, daß ihm sein Todfeind entwischt — er wußte doch nicht, wohin sich derselbe geflüchtet, und der Buchwald mit seiner Wildniß war schwer zu durchstreifen, ein Verfolgter hier nur durch den Zufall zu finden.

Unter einem Felsvorsprung dicht an der Bucht machten alle Vier Rast, nachdem das Boot an einem Baumstumpf befestigt worden. Selbst Bagaglino, der sich vorgenommen hatte, zu wachen, wurde bald vom Schlafe übermannt, die Natur forderte gebieterisch ihr Recht; die Unglücklichen, welche mit so furchtbaren Anstrengungen und Gefahren ihren Verfolgern sich entzogen hatten, und deren Rettung noch Mühsal genug erwarten ließ — sie lagen sorglos schlummernd da, und jeder Feind, der sie überraschte, wäre Herr ihres Lebens gewesen.

Und lange, vielleicht zu lange währte ihr Schlaf. Der Sturm legte sich fast gänzlich, das Meer beruhigte sich, die Sonne brach wieder hervor. Napoleon lag in den Fesseln der schweren Ermattung; aber es schien, als wenn sein Geist unruhig wieder zu arbeiten begonnen, denn er be=

wegte sich, er sprach zusammenhanglos, er wälzte sich umher. Wer kennt nicht die magnetische Kraft des Blickes auch gegenüber Schlafenden? Das Auge, welches mit seinem Feuer das Antlitz des Schläfers bestrahlt, scheint dessen Muskeln in Zucken zu versetzen, scheint durch die dünne Hülle des Augenlides in die Pupille seinen Strom zu tragen und Eindrücke hervorzubringen, die oft das plötzliche Erwachen bewirken. Vielleicht litt Napoleon unter der magnetischen Kraft der brennenden Augen, die auf ihn seit mehreren Minuten gerichtet waren. Er schien zu empfinden, daß er im Schlafe beobachtet werde; aber die Kraft gebrach ihm, zu erwachen.

Durch wunderbare Fügung des Schicksals war Vittoria Pozzo di Borgo auf die Schläfer gestoßen, als sie den Buchwald durcheilte, um nach dem Thurme von Capitello zu gelangen. Das unglückliche Weib hatte Höllenqualen ertragen, seitdem es erfahren, daß Bruder und Gatte mit ihren Bewaffneten Jagd auf die Familie Bonaparte und vor Allem auf Napoleon machten. Mit ihrer Liebe zu Bonaparte war auch der Haß gegen Pozzo di Borgo erwacht, der das ihr Theuerste seiner wilden Rache zu opfern suchte. Ihr kühner Geist war wieder erstanden, als sie erfuhr, in welcher Gefahr der Geliebte, der ihr Verlorene, schwebte. Sie hatte sich gerüstet, ihn zu retten — wie, daran dachte sie nicht — als sie sich Pistol und Dolch in den Gürtel steckte und heimlich in der Nacht ihr Haus in Alata verließ. Sie wollte nach dem Thurme von Capitello, wo ihr Mann rachegierig das Wild umstellt hatte; sie wollte ihre Kraft, ihre Gedanken, ihre Phantasie anstrengen, den Geliebten vor dem sicheren Untergange zu retten; sie wollte — ja, wenn es sein mußte — ihr Leben zum Opfer bringen, um den Plan

der Verfolger zu durchkreuzen, und mit ihren Waffen den verhaßten Geronimo um seinen Triumph bringen. Die großen Leidenschaften dieses Weibes, welche seither Schmerz und Gram und Entsagung erschlafft hatten, waren unter dem Drucke der letzten Qual mächtig emporgeschnellt und gaben ihrem Willen jene Energie, die vor nichts mehr zurückbebt, ihrer Seele jene Spannkraft, die erst nach dem Siege oder nach der Niederlage erschlafft.

Einsam durch den Buchwald war sie geeilt, längs des Meeresstrandes bei dem Heulen des Sturmes und dem Tosen des Wassers, und dieser Aufruhr der Natur harmonirte mit der entfesselten Leidenschaft in ihrem Busen. War es Rache, war es Liebe, die sie entflammt und im dunklen Drange zu Thaten vorwärts trieb? Es war Beides — Rache an Geronimo Pozzo und an ihrem Bruder Peraldi, die den letzten Schlag nach ihrem Herzen mitleidslos zu führen unternommen; Liebe für Napoleon, dessen Gefahr und Unglück alle Leidenschaft früherer Jahre wieder wachgerufen hatte. Ihn sehen, ihn retten, mit ihm zu Grunde gehen oder mit ihm siegen — nur dieser Gedanke erfüllte ihr Herz, nur dieser Zweck erschien ihr jetzt als der ihres Lebens.

Sie war auf das Boot gestoßen und unwillkürlich hatte sie gestutzt; die Ruder am Strande, einige Stricke und Geräthschaften bewiesen ihr, daß das Schiff nicht längst verlassen war. Wer konnte auf dem stürmischen Meere die Fahrt unternommen haben, den nicht ein Aeußerstes dazu getrieben? Ihre ahnungsvolle Seele dachte plötzlich daran, daß die, welche das Boot benutzt, sich in der Nähe befinden müßten, daß vielleicht Napoleon selber mit ihnen in Ver-

bindung stehe. Und da bemerkte sie auch unfern vom Strande die vier Schläfer, unter ihnen den Geliebten, um den sie sorgte. Ein Freudenschrei ertönte von ihren Lippen, den sie kaum zu dämpfen vermochte; aber die Schläfer hatten ihn nicht vernommen, sie blieben regungslos. Eilig, mit hochwogendem Busen und glänzenden, die volle Seligkeit des Herzens wiederspiegelnden Augen war sie dicht zu den Entdeckten getreten und da war sie nun vor Napoleon stehen geblieben und hatte die Wonne des Anblicks an dem schlafenden Jünglinge genossen.

„O, die Armen!“ murmelte sie, „sie sind vor ihren Feinden geflohen, in Sturm und Graus auf diesem schwankenden Boot über das Meer geflüchtet. Preis Dir, mein Gott, er ist gerettet! Gerettet?“ fragte sie sich dann sinnend. „Ist dies die Rettung, hier im Buchwald umherzuirren? Wackerer Lucian, Du allein bist bei ihm!“

Sie sah ihn im Schlummer sich bewegen, die Muskeln seines Gesichts spielen, seine Augenlider zucken, als wenn er sie zu öffnen versuche, indeß die Anderen in festen Schlaf versenkt blieben.

„Soll ich ihn wecken?“ sann sie weiter. „O nein, dies wäre grausam; denn nur die äußerste Erschöpfung kann es möglich gemacht haben, daß er die Gefahr mißachtet und hier sein Haupt allein dem Schutze des Himmels anvertraut. Ich werde bei ihm wachen — ich verlasse ihn nicht mehr, mag kommen, was will!“

Sie setzte sich auf einen Stein vor dem überhängenden Felsen, unter dem die Schlummernden lagen und betrachtete von hier aus bald den Geliebten, bald das Meer, bald die mit Buschwerk besetzten Felsspitzen, die sich zu mäßiger Höhe ringsum erhoben. Der Regen hatte aufgehört, der Sturm

schwächte sich mehr und mehr ab, das einförmige Gewölk war gebrochen und jagte in einzelnen, von der gewaltigen Wassermasse sich ablösenden Ballen am Himmel dahin. Vittoria suchte sich klar zu machen, was sich im Thurm von Capitello ereignet. Sie nahm zuerst an, daß ihr Gatte denselben erstürmt habe und daß sich Napoleon mit dem anderen Officier gerettet habe; aber damit konnte sie die Anwesenheit Lucian's und Bagaglino's nicht zusammenreimen, die, das wußte sie, bei der Familie gewesen waren. So mußten sie denn Napoleon aus dem Thurme am Meere in kühnem Wagnisse befreit haben. Aber wohin nun sich wenden? Ganz Corsica, mit Ausnahme von Bastia, Calvi, Fiorenza und einigen kleinen Seeorten, war in der Gewalt der Paolisten, da es nur schwache Abtheilungen französischer Truppen auf der Insel gab und Alles, was unter Waffen stand, nach dem Rheine geschickt war, wo die Kämpfe mit Oesterreichern und Italienern, Preußen und Holländern die ganze Kraft und Sorge der Republik in Anspruch nahmen. Im Lande war also für einen so verhaßten und es mit den Franzosen haltenden Mann, wie Napoleon Bonaparte, fast nirgends ein sicheres Asyl. Ueberall sprach sich das Volk, namentlich im Innern, für den Abfall von Frankreich und die Nationalregierung Pascal Paoli's unter britischer Protection aus. Die Engländer hatten sich auch schon zu letzterer bereit erklärt, und die Ankunft ihrer Flotte war jeden Tag zu erwarten.

„Fort! fort von hier!“ sagte sich Vittoria, indem sie derartig die Lage erwog; „es ist die einzige Rettung.“

Sie horchte plötzlich auf; es war ihr, als vernähme sie oben auf den Felskuppen ein Gewirr von Stimmen, ein Knacken von Zweigen, als wenn eine Menschenmasse sich durch das

Gebüsch breche. Sie sprang auf, ihre stolzen Augen wurden groß und flammend, ihre Lippen preßten sich zusammen, ihre Hand legte sich an den Kolben des Pistols im Gürtel. So stand sie da, horchend, wachsam, wie die Göttin Diana; dieser kräftige, edle Körper in der schwarzen Wollenkleidung, mit dem breiten Gürtel um den Leib, die Füße mit gelben Gamaschen und starken Schuhen bekleidet, um das schöne, kühne Antlitz die schwarze Faldetta — er schien unter dem Eindruck der Gefahr zu wachsen und einen übernatürlichen Charakter anzunehmen.

Das Geräusch kam näher und wurde stärker. Mit kühnem Sprunge schwang sich Vittoria das Geklipp hinauf, zwischen Busch und Gestrüpp hindurch, um sich zu überzeugen, ob Gefahr ernstlich zu besorgen sei. Eine Minute genügte ihr durch das Gebüsch zu lugen; dann sprang sie in wilder Aufregung wieder hinab nach der Höhlung und Napoleon aufrüttelnd, stieß sie hastig mit halb gedämpfter Stimme hervor:

„Auf, auf, Freunde! Geronimo Pozzo mit seinen Leuten bricht hier durch!“

Dies Wort genügte, um alle Vier auf die Beine zu bringen. Sprachlos vor Erstaunen sahen sie die Frau ihres Verfolgers selber als Retterin vor sich stehen, und Napoleon, die Gefahr vergessend, stürzte in feuriger Leidenschaft auf sie zu.

„Vittoria!“ schrie er auf und umschlang sie. „Ist es wahr? Du hier, leibhaftig Du? Nein, nein, ich träume, ich sehe Dein Bild im Traume, ich bin in Visionen!“

„O, Napoleon,“ entgegnete sie stürmisch. „Kein Trugbild — ich bin Vittoria, des verhaßten Pozzo Weib und die Unglückliche, die Dich nicht vergessen konnte!“

„Nicht wieder lasse ich Dich jetzt — o, fliehe mit mir, Vittoria!“

„Wohin Du willst, Geliebter,“ jauchzte sie auf; „aber fort, fort jetzt, ehe sie uns bemerken.“

Schon hatten Bagaglino und Cervoni die Schebecke losgelöst und waren in den Kahn gesprungen. Die Anderen folgten und hinein trieb das Boot wieder in das wogende Meer. Da fielen von den Felssprüngen aus der Höhe ein paar Schüsse herab; sie bewiesen, daß die Flüchtlinge gesehen wurden.

„Halloh!“ rief Napoleon, die Geliebte im Arm, in wildem Ungestüm hinauf, indeß die Ruderer gewaltiger anzogen, um aus dem Bereich der Schüsse zu gelangen; „es trifft nicht, Ihr blinden Spürhunde!“

Er feuerte sein Pistol ab, als wolle er den Feind, der ihn schwerlich noch erreichen konnte, höhnisch herausfordern.

„Ha, Vittoria!“ donnerte jetzt Geronimo's Löwenstimme über das rauschende Wasser weg. „Du Elende, daß Dich mein Blei noch erreichen möchte!“

Er schoß mit vielen seiner Genossen zusammen auf das Boot und ein gellender Schrei antwortete ihm, daß seine Büchse wohl die todbringende Kugel bis an das Ziel getragen. Helles Blut entströmte dem Busen Vittoria's, die zusammenbrechend von Napoleon gehalten und auf den Boden der Schebecke niedergelegt wurde.

„Vittoria!“ jammerte der junge Mann in rasendem Schmerze und versuchte das quellende Blut zu stillen. Er achtete nicht mehr darauf, daß die Schüsse fort und fort hinter ihm her knallten, daß wildes Jubelgeschrei von den Felsen seiner Klage antwortete.

„Nun mögen sie auch mich hinstrecken!“ sprach er, „nun

ist's mir gleich!" Aber man war aus dem Bereich der Schüsse; die Kugeln sausten immer weiter zurück in's Meer.

„Ein Ruderschlag mehr," klagte Lucian, der gleichfalls an der Seite der Verwundeten kniete und das Tuch im Meere reinigte, so daß weithin ein rother Blutstreif sich neben dem Boot fortbewegte, „und Pozzo's Büchse hätte nicht mehr getroffen."

„Er hat sein Weib erschossen!" rief Cervoni mit Schrecken.

„Erschossen?" fragte Napoleon, Thränen im Aug'. „O, nicht doch, Cervoni — sie lebt, sie muß leben, sie wird leben! Sprich nicht von erschossen!"

Er beugte sich über die herrliche Gestalt und drückte einen glühenden Kuß auf die bleichen Lippen. Vittoria schlug die Augen auf und lächelte:

„Mir war," sagte sie leise, „als sei ich todt; aber ich lebe, ich lebe bei Dir, Napoleon. Und muß ich sterben, so sterbe ich bei Dir!"

„Du stirbst nicht, Vittoria!" rief Napoleon; aber er sah, wie das Leben schnell aus ihr entfloh, wie ihre Augen brachen, ihre Glieder sich dehnten.

„Geronimo hat mich getödtet," hauchte sie mühselig wieder; „ach, er hat seine Ehre gerächt und meine Liebe gestraft. Gott, verzeihe mir! Es schwirrt . . . ich athme . ."

Ein langer Seufzer und die Lippen drückten sich zusammen, das Haupt fiel schlaff in Napoleon's Arm. Vittoria war todt, und das Blut stand geronnen in der Wunde ihrer Brust. Unwillkürlich hörten Bagaglino und Cervoni auf zu rudern und ließen das Boot, welches weit vom Ufer entfernt war, eine Weile auf den Wogen treiben, um die heilige Stille des Todes durch kein Geräusch zu stören.

Lucian weinte still, Napoleon hielt das Haupt der Entschlafenen und starrte düster in die gebrochenen noch halb geöffneten Augen, die sich auf ihn im Sterben gerichtet hatten.

So schaukelte sich auf dem hohl gehenden Wasser dieses Boot, welches ein Sarg geworden war. Lange sprach Niemand ein Wort; nur Bagaglino, der ein still Gebet auf die Todte vor sich hin gesagt haben mochte, nahm schweigend die Ruder und zog sie leise durch die Fluth.

„Herr," hob er nach einer Weile an, „ich halte auf die Blutinseln; dort können wir die Todte begraben und dann nach Eurer Mutter suchen."

„Begraben?" stieß der junge Mann in dumpfem Schmerz hervor. „Sie wiedersehen, um sie zu begraben? Gräßlich — und sie starb meinetwegen!"

„Armer Freund," versuchte Cervoni zu trösten; „schwer fällt des Schicksals Schlag auf Dich hernieder."

„O ja, Cervoni, und ich habe es um sie wohl verdient. Sie hat mich mehr geliebt, als ich sie. Sie war ein Schatz, den ich zurückerhalte, um ihn einzusargen. Ach, warum that ich nicht, wie sie mich einst gebeten! Ich hätte mit ihr nach Frankreich fliehen und meiner Heimathinsel fern bleiben sollen, die nur Unglück, Niederlagen und Schmach für mich hat!"

„Bruder, verzage nicht!" sprach Lucian. „Laß uns die theure Leiche nach den Blutinseln bringen und vergiß unsere Mutter, unsere armen Schwestern nicht, die auch in die Hände dieser Elenden fallen können. Letztere durchstreifen den Buchwald, in dem die Mutter umherirrt."

Napoleon drückte der Geliebten die Augen zu und küßte ihre kalte Stirn.

„Eilt, eilt denn!“ rief er, „mit dieser Beute des Todes will ich über das Meer fliehen, um ihr ein Grab zu bereiten. Und an ihrer Gruft will ich Abschied nehmen von meiner Heimath, die mir eine Hölle geworden, und mich in das Leben stürzen, wo es mit dem Tode ringt. O, Du edle Geliebte, die einst mich für das Herrlichste begeisterte, Du sollst als mein treuer Schatten mich begleiten, wie Minerva den Achill. An Deinem Andenken will ich mich erheben, wenn ich gesunken; mich trösten, wenn ich verzage; mich entflammen, wenn ich für die höchsten Güter der Menschheit, für Ruhm und Freiheit, in den Streit ziehe. Du hast um mich eine schöne Jugend geopfert, ein Leben vertrauert; Du hast um mich Dein Leben verloren; ach, Vittoria,“ schluchzte er, „warum will Dein Tod mir eine Schuld auf die Seele laden, an der ich in Wirklichkeit keinen Theil habe! Bin ich nicht hier an Deiner Leiche, als wäre ich Dein Mörder? Doch ich bin es nicht, Du weißt es; Du wirst mich Unglücklichen nicht ewig mit dem Schmerze foltern, den Dein Tod hervorgerufen! O nein, gerettet hattest Du Dich zu mir, wie die Taube vor dem Geier, und Du starbst durch die Hand, die auch nach meinem Leben trachtet. Die Liebe hast Du mir sterbend vermacht und die Rache, Vittoria, und Deine Liebe soll mich begleiten wie der Stern, zu dem ich als meines Lebens Leuchte aufblicken will, und die Rache für Dich will ich übernehmen, ich schwör' es auf Deinem zerrissenen Herzen!“

Er legte die Hand auf ihre Brust und blickte wieder düster und starr in die rauschenden Fluthen. Er sprach nicht mehr; er kümmerte sich nicht, wohin das Boot trieb; er wußte nicht mehr, weshalb er aus dem Thurm von Capitello sich geflüchtet hatte. Die Liebe dieses Jünglings

die so lange zurückgedrängt und fast erloschen gewesen, lebte an der Leiche Vittorias wieder auf und hielt ihre Todtenfeier. —

Schluß.

Auf einer der Blutinseln, dort, wo Bagaglino seine Capanne hatte, wurde Vittoria in stiller Feierlichkeit begraben, und hier fanden auch die Flüchtlinge nach ihren Strapazen und Leiden Erholung. Aber noch blieb die Sorge übrig, die irrende Lätitia mit ihren Kindern und Onkel Fesch aufzusuchen und von Neuem mit der Annäherung an den Buchwald der Küste sich der Gefahr auszusetzen, von Pozzo's oder Peraldi's Schaaren überfallen zu werden. Die Flucht Vittoria's auf der Schebecke mit Napoleon, ihr Tod, mußten den grimmen Haß dieser beiden unversöhnlichen Feinde der Bonaparte's aufs Höchste gesteigert haben, und es war mit Sicherheit anzunehmen, daß sie alle ihre Energie aufbieten würden, durch Verfolgung sich an Napoleon und seiner Familie zu rächen.

Auch zögerte Napoleon nicht, dieser neuen unvermeidlichen Gefahr entgegenzugehen. Kaum war in einer Felsenhölung der Leichnam der Geliebten verschlossen und verborgen worden, als die vier Männer wieder die Schebecke bestiegen und nach der Küste zurückruderten. Das Meer hatte sich beruhigt, die Fahrt ging schnell und ohne Gefahr von statten. Vorsichtig ruderten sie längs des Strandes, in so großer Entfernung, daß keine Büchsenkugel sie erreichen konnte. Sie sahen nichts von den Feinden, aber auch nichts

von Lätitia. Schon neigte sich der Tag und in graues Dunkel hüllte sich Fels und Busch am Ufer; man verzweifelte, die Irrenden zu finden und Lucian wie Napoleon dachten mit Schrecken daran, daß ihre Familie in die Hände Geronimo's gefallen sein könnte, der ihr schonungslos, wenn auch nicht das Leben, so doch die Freiheit genommen hätte. Je mehr die Dämmerung die Umrisse der Gegenstände verwischte, desto mehr wuchs die Angst und Aufregung der beiden Brüder.

„Es hilft Nichts," sagte Napoleon schmerzvoll zu dem trostlosen Lucian. „Wir müssen landen, komme, was da wolle. Dort sehe ich noch den Felsvorsprung von Milelli — lass' uns dorthin steuern und, überfällt man uns nicht, hier zuerst die Macchia durchsuchen."

Mit einem Freudenschrei antwortete Lucian auf diese Worte. Er zeigte mit der einen Hand nach dem nahen Ufer, mit der anderen schwenkte er ein Tuch wie zum Gruße.

„Sie sind's!" jauchzte er. „Das ist das rothe Mandile der Mutter, da sind die Mädchen, Joseph, Onkel Fesch! Sie sind's! Heh!" schrie er hinüber zu den am Strande Stehenden, die hinter den Wogen nicht vermocht hatten zu erkennen, wer sich im Boote befand. „Mutter! Joseph! Evviva, wir kommen!"

Man sah die am Strande Harrenden ihre Freude in den lebhaftesten Bewegungen kundgeben, und schnell genug kam das Boot heran, um hinüber und herüber die Zurufe des Wiedersehens vernehmbar zu machen. Es war, als die Brüder gelandet, eine ergreifende Scene, der Cervoni und Bagaglino vom Boote aus zuschauten. Nach dem Jubel des Wiedersehens kam die Angst vor den Verfolgern; dann fragte Jeder nach den Erlebnissen des Andern während der

beiden letzten Schreckenstage, dann kam die Sorge wieder des Wohin in dieser Noth, in dieser Nacht, mitten unter den Feinden, die noch immer durch den Buchwald streifen mußten. Denn auch Lätitia und die Ihrigen hatten die Corsen gesehen und gehört; aber in ihrer Felshöhle hinter dichtem Gebüsch versteckt, waren sie der Gefahr entronnen. Die Späher hatten sie nicht gefunden und waren vorübergegangen.

„Ja," sagte Joseph, als Napoleon darauf drang, daß Alle in's Boot stiegen und in nächtlicher Meerfahrt diesen Theil des Landes verließen, „in dieser Höhle, die ich gestern bei dem Unwetter entdeckte, können wir getrost aller Verfolgungen Peraldi's spotten."

Aber Niemand wollte, wie er; der Abbé Fesch, Lätitia, die Mädchen — Alle waren einverstanden mit dem, was Napoleon gerathen, auf der Schebecke nach Calvi zu entfliehen, wo man unter dem Schutze der Franzosen die weiteren Ereignisse abwarten konnte. Glücklicher Weise hatte Bagaglino bei der Abfahrt von der Blutinsel sich reich mit Lebensmitteln versehen, so daß nicht nur die hungernde Familie erquickt werden konnte, sondern man auch für einen Tag noch Proviant besaß

Mit der verdoppelten Last stieß man wieder vom Lande ab, um in der eingebrochenen Nacht nordwärts nach Calvi zu fahren. Die Männer lösten sich im Rudern ab; die Erzählung der Erlebnisse verkürzte die Zeit. Aber Napoleon erkannte bald, daß es die Kräfte überstieg, mit einer so schweren Bebürdung der Schebecke den langen Weg bis Calvi zurückzulegen, wobei man gewärtig sein mußte, am Tage entdeckt, verfolgt und eingeholt zu werden. Er entsann sich eines Freundes, Namens Costa, der an der Küste

einige Stunden von Ajaccio, auf dem Wege nach Calvi, ein Landhaus bewohnte, und von diesem hoffte er Hilfe. Vor Tagesanbruch konnte man dort nicht angelangt sein, denn es ging langsam mit der Fahrt durch die kraftvollen Meereswogen. Kaum graute denn der Morgen, als die Schebecke dicht an das Ufer gelenkt wurde und Napoleon auslugte, den wohlbekannten Wohnsitz seines Freundes zu erspähen. Länger als er vermuthet, währte es, ehe er des Häuschens ansichtig ward. Die Sonne stand schon hoch im Osten.

Man landete an einer geschützten Stelle dicht unter den Weinbergen der Casa Costa, und Napoleon selbst, indeß die Uebrigen im Boote blieben, stieg hinauf, den Freund aufzusuchen. Glückstrahlend kam er mit ihm nach dem Boote zurück: Costa bot den Flüchtlingen seine Gastfreundschaft an, bis alle Gefahr vorüber. So war man denn gerettet und Qual und Leid ärgster Art überstanden. Die Familie nahm hier völlig Quartier.

Napoleon und Cervoni eilten jedoch schon nächsten Tages weiter nach Calvi, um in ihren Dienst zurückzutreten. Die Flotte, die sich zur selben Zeit wieder gesammelt, segelte in den Hafen von Ajaccio zurück, mit der Absicht, Napoleon aus dem Thurme von Capitello zu erlösen. Als die Franzosen erkannten, daß der Thurm bereits genommen, die Mannschaft mit Napoleon und Cervoni offenbar capitulirt hatte, begannen sie die Attaque auf die Citadelle von Ajaccio nicht wieder, sondern segelten ebenfalls nach Calvi; denn die Gefahr auch für die französische Flotte wurde von Tag zu Tag ernstlicher, da die Schiffe der Engländer, die vor Toulon lagen, zur Vertreibung der Franzosen nach Corsica aufgebrochen waren.

Der Verlust der Insel schien für die Franzosen nicht

mehr abwendbar. Wenige Tage, nachdem Napoleon in Calvi angekommen, erschien die Flotte des Admiral Hood, der vor Toulon befehligt hatte, vor San Fiorenza und eröffnete das Bombardement gegen diese Festung; eine andere Abtheilung lagerte sich vor Bastia, dessen Belagerung ebenfalls in Angriff genommen wurde. Auf Verstärkung konnten die Franzosen nicht mehr rechnen; sie hatten nur noch die Ehre der Republik in einer energischen Vertheidigung zu retten. Und so hielten sie denn in Fiorenza und Bastia das Bombardement der Engländer aus, bis weiterer Widerstand unmöglich war; dann capitulirten sie unter ehrenvollen Bedingungen.

Der Fall von Bastia namentlich brachte eine Menge Flüchtiger nach Calvi, dessen Belagerung noch nicht begonnen hatte. Gentili, der Bastia so tapfer vertheidigt hatte, kam mit den Conventscommissairen dahin, die auf der Flotte sich noch rechtzeitig einschiffen wollten. Der Commissair Saliceti, als er Napoleon in Calvi traf, übergab ihm einen Brief, den er noch kurz vor der Belagerung mit der letzten Post aus Frankreich erhalten.

Der Brief war von Robespierre.

„Bürger!“ schrieb ihm der jacobinische Machthaber von Frankreich. „Ich habe Sie nicht vergessen. Corsica ist gegen uns im Aufstand, und Sie sind Frankreich treu geblieben. Kommen Sie nach Paris; ich werde Ihnen eine Carriere eröffnen.“

Noch war es Zeit, dieser Aufforderung Folge zu leisten, und Napoleon war glücklich, das ihm verhaßte Corsica verlassen zu können. War er doch mit seiner ganzen Familie nicht nur von der provisorischen Behörde in Ajaccio, seiner Vaterstadt, in der Marius Peraldi jetzt das meiste Ansehen

hatte, sondern von der Regierung Pascal Paoli's selber geächtet worden. Aus Costa's Haus, der Lätitia und ihren Kindern bisher treue Freundschaft erwiesen, holte er seine Familie nach Calvi, und die verarmten Geächteten schifften sich dann auf der Flotte nach Marseille ein . . . . um ein neues Vaterland zu finden, welches Kronen für sie in seinem Schooße barg.

Indem Pascal Paoli Napoleon selber auf die Bühne der Weltgeschichte drängte, erreichte er noch einmal, was er als das höchste Ziel seines Patriotismus erkannte: die Losreißung seines corsischen Vaterlandes von Frankreich. Am 20. Juli 1794 mußte auch das von den englischen Kanonen in Ruinen gelegte Calvi capituliren, und die Engländer und Paoli waren nun unumschränkte Herren der Insel. Die französisch denkenden Republikaner wanderten aus; eine corsische Landesversammlung sanctionirte die Trennung von Frankreich und die Protection Englands über die freie Insel.

Doch nur zu bald erfolgte für den greisen Patriarchen von Corsica die Enttäuschung. England faßte seine Protection als Souverainetätsrecht auf, es sah Corsica als eine eroberte Insel an. Pascal Paoli hatte mit vollster Berechtigung darauf gerechnet, Statthalter seines Vaterlandes, der eigentliche Regent desselben zu bleiben; aber statt dessen ernannte die englische Regierung Sir Gilbert Elliot zum Vicekönig von Corsica, und der tief gekränkte Patriot zog sich darauf in's Privatleben nach seinem theuren Geburtsort Monosaglia zurück, wo er mit seinem Bruder zusammen den Rest seiner Tage beschließen wollte.

Zu derselben Zeit errang der geächtete Napoleon als Artilleriemajor vor Toulon seine ersten Lorbeeren: er eroberte die von den Engländern genommene Stadt zurück; er eröff-

nete seine Ruhmesbahn, und an seiner Seite erfocht sich auch Cervoni die ersten kriegerischen Ehren.

Paoli sollte nicht in Corsica, dessen größter und letzter Held er war, den Tod finden. Der König von England lud ihn auf Sir Elliot's Bericht, daß er gefährlich sei, nach London, und der greise Dictator wußte, daß dies nichts als eine neue Verbannung sein sollte. Er verließ Corsica, wie man es begehrte, um in's Exil nach London zu gehen. Er sah sich enttäuscht, seine Zeit war um, Corsica konnte kein Staat wieder werden — er verzichtete auf eine weitere Thätigkeit und sah als Philosoph dem hastigen Gange der Weltgeschichte zu.

Und ein Jahr später, als er sein geliebtes, verlorenes Corsica als ein Verbannter verlassen, da war es der Geächtete von Corsica, der es wieder französisch machte. Napoleon, der ruhmgekrönte General von 27 Jahren, der bewunderte Sieger von Montenotte, von Lodi und Mantua, der im Namen der Freiheit Republiken in Italien gründete — er schickte 1796 aus Italien den General Gentili mit Truppen nach der Heimathinsel und verjagte die Engländer ohne große Kämpfe und Hindernisse.

Pascal Paoli sah noch den Geächteten von Corsica bewundert als Eroberer; er sah Napoleon noch Kaiser, seine Brüder Könige werden. Es war eine Genugthuung für ihn, wenn auch Napoleon aus einem Freiheitshelden ein Tyrann geworden. Denn es war ein Corse, der über Frankreich und die Welt herrschte, ein Sohn des Volks, dem er als letzter Nationalheld angehört hatte. Und so begrüßte er denn den wunderbaren Aufgang des Cäsar mit den Worten:

„Napoleon hat unsere Rache an allen Denen vollzogen, welche die Ursache unseres Falles gewesen sind.“

Erst 1807, als ein Greis, den die Welt verehrte, starb Pascal Paoli in London; er sah Corsica, die kaiserlich französisch gewordene Provinz, nicht wieder. Auch Napoleon berührte nur ein einziges Mal, nach der Rückkehr von Egypten, mit der französischen Flotte seine Heimath Ajaccio, die Stätte so vieler Leiden und Leidenschaften. Aber dieser Corsensohn, der das Weltall zu beherrschen strebte, fand seinen Tod, wie Paoli, auf britischer Erde. Der Geächtete von Corsica wurde der Geächtete der ganzen Welt.

Berlin, Druck von W. Bürenstein.

Von den

Eisenbahn-Unterhaltungen,

à Band 10 Sgr., sind bis jetzt erschienen:

Band 1. **Der Deserteur,** von v. Grabowski. (2. Auflage.)
„ 2. **Eine moderne Heilige,** von Demselben. (2. Auflage.)
„ 3. **Die Polenbraut,** von R. Dehnike. (2. Auflage.)
„ 4. **Im rothen Krug.** Von J. D. H. Temme. (2. Auflage.)
„ 5. **Der Wahrsager,** von Carl v. Kessel.
„ 6. **Ein Maskenball,** von J. D. H. Temme.
„ 7. **Der Diamantenhändler,** von R. Dehnike.
„ 8. **Fürsten und Frauen,** von v. Grabowski.
„ 10. **Ein Familiendrama,** von v. Grabowski.
„ 11. **Zwei schöne Frauen,** von J. D. H. Temme. (2. Aufl.)
„ 12. **Camilla.** Novelle von Eugen Hermann.
„ 13. **Die Rose von Puebla.** Novelle von v. Grabowski.
„ 14. **Pfeifenhannes.** Criminalgeschichte v. J. D. H. Temme. (2. Aufl.)
„ 15. **Französische Geschichten.** Zwei historische Novellen von v. Grabowski und Eugen Hermann.
„ 16. **Der Geächtete,** von Eugen Hermann.
„ 17. **Erste Liebe August des Starken.** Histor. Nov. v. E. Hermann.
„ 18. **Die Grafen Hardeck.** Erzählung von Eugen Hermann.
„ 19. **Der Falkner.** Novelle von Ed. Ziehen.
„ 20. **Die beiden Condé.** Historische Novelle von Eugen Hermann.
„ 21. **Vom grünen Tisch.** Geschichten aus den deutschen Spielbädern von Michael Klapp.

Criminal-Geschichten von J. D. H. Temme:

„ 22. **Die Klosterruine** (2. Auflage.)
„ 23. **Der Dieb und sein Kind.** (2. Auflage.)
„ 24. **Die Mühle am schwarzen Moor.** (3. Auflage.)
„ 25. **Eine Kirchmeßnacht.** (4. Auflage.)
„ 26. **Der tolle Graf.** (4. Auflage.)
„ 27. **Der Festungs-Commandant.** (4. Auflage.)
„ 28. **Damen auf Reisen.** (2. Auflage.)
„ 29. **Zum Tode verurtheilt.**
„ 30. **Verkuppelt.**

„ 31. **Das Kloster.** Novelle von Eduard Ziehen.
„ 32. **Die Tochter des Staatsanwalts.** Criminalgeschichte von J. Dufresne.
„ 33. **Die Sonne bringt es an den Tag.** Criminalgeschichte von Fr. Friedrich.
„ 34. **Die Entsagungs-Urkunde.** Histor. Novelle v. M. A. Niendorf.
„ 35. **Ehemänner und Ehefrauen.** Photographien hinter der Gardine von Fr. Friedrich. Mit 9 Illustrationen von Löffler. (4. Aufl.)
„ 36. **Aus dem befreiten Venedig.** Von Michael Klapp.
„ 37. **Nemesis.** Criminalgeschichte von Fr. Friedrich.
„ 38. **Lust und Leid hinter den Coulissen.** Humoristische Skizzen aus dem Theaterleben von Fr. Friedrich. Mit 7 Illustrationen von H. Scherenberg.
„ 39. **Die Czechin.** Erzählung aus dem Kriege 1866, von E. Hermann.
„ 40. **Mario.** Der Roman eines Kirchensängers, von Michael Klapp.
„ 41. **Schlaue Leute.** Erzählung von Fr. Friedrich.
„ 42. **Der Eberwirth.** Dorfgeschichte von Karl Bergvoigt.

Von George Hiltl:

„ 43. **Berliner Schloßdiebe.**
„ 44. **Ein Gefangener der Bastille.**

„ 45. **Der Polizeityrann.** Von Fr. Friedrich.
„ 46. **Schloßgärtners Anna.** Novelle von J. Hilmar.
„ 47. **Liebeshändel.** Eine heitere Erzählung von Oswald Hancke.
„ 48. **Historische Erzählungen** von Eduard Gottwald.
„ 49. **Verdächtig!** Criminalgeschichte von Ernst Fritze.
„ 50. **Capitain Bonaparte.** Von Schmidt-Weißenfels.

NB. Band 9 ist vergriffen!